

GNADE GIBT ES NICHT ...

Die Vertreibungskatastrophen der Deutschen in Ost-Mitteleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg

Band VIII/18

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Jugoslawien in den letzten Jahren bis zur Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1961 über das Schicksal der in Jugoslawien verbliebenen Deutschen (x006/116E-118E,125E-132E): >>... Seit der Begründung der Bundesrepublik Deutschland bemühten sich die meisten der zurückgebliebenen Jugoslawiendeutschen um eine Ausreisegenehmigung. Manchen von denen, die es abgelehnt hatten, die Staatsbürgerschaft zu beantragen, gelang es, relativ frühzeitig über Triest in einigen Sammeltransporten das Land zu verlassen.

Für die Mehrheit der Ausreisewilligen aber konnten erst nach dem Übergang der Paßhoheit von den alliierten auf deutsche Dienststellen im Oktober 1951 die rechtlichen Voraussetzungen für ihre Überführung in das Bundesgebiet geschaffen werden. Allerdings waren mit Hilfe des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes schon seit dem April 1950 vorläufige Vereinbarungen des Deutschen mit dem Jugoslawischen Roten Kreuz zustande gekommen. Seit diesem Zeitpunkt wurde versucht, in erster Linie getrennt lebende Familien nach "Dringlichkeitsstufen" zusammenzuführen.

Die jugoslawischen Behörden zögerten zuerst, solche Anträge zu bewilligen und machten geltend, die ausreisenden Volksdeutschen würden bei einem solchen Verfahren ihre jugoslawische Staatsangehörigkeit verlieren, ohne vorher eine andere Staatsangehörigkeit erworben zu haben; dies könne Jugoslawien als Signatarstaat der "Allgemeinen Deklaration der Menschenrechte" nicht zulassen. Hinter solchen Vorwänden mag sich die Absicht verborgen haben, nicht eine zu große Anzahl billiger Arbeitskräfte zu verlieren.

Nach erneuten Verhandlungen zwischen Vertretern des Internationalen Roten Kreuzes in Genf und der jugoslawischen Rot-Kreuz-Organisation im Jahre 1952 begnügten sich die jugoslawischen Stellen schließlich mit der Erklärung, daß die ausreisenden Volksdeutschen in der Bundesrepublik nicht als Staatenlose, sondern wie Bundesbürger behandelt werden sollten.

Darauf konnte das Ausreiseprogramm auf eine breitere Grundlage gestellt werden. Die Jugoslawiendeutschen mußten die Zuzugsgenehmigung eines Landes der Bundesrepublik vorweisen und sich gegen eine Gebühr die Entlassung aus dem jugoslawischen Staatsverband bestätigen lassen, in den sie manchmal erst vor kurzen aufgenommen worden waren.

Der Preis für den Verzicht auf die jugoslawische Staatsangehörigkeit betrug am Anfang 1.500 Dinar pro Person, stieg aber sehr bald auf 12.000 Dinar, d.h. auf die Höhe eines drei- bis vierfachen durchschnittlichen Monatsgehaltes an und erreichte damit eine für viele zunächst unerschwingliche Höhe, lag doch die Internierungszeit und der Neubeginn eigener Einkünfte nach völliger Mittellosigkeit erst zwei, drei Jahre zurück.

Dennoch gelang es im Laufe der folgenden Jahre den meisten, die sich zur Ausreise entschlossen hatten und die erforderlichen Unterlagen beibringen konnten, Gebühren, Rechtsanwaltsspesen und Fahrkosten aufzubringen.

Allmählich wurde dann das Programm der Familienzusammenführung ergänzt. Anträge von Volksdeutschen, die die Zugehörigkeit zur deutschen Wehrmacht oder den Aufenthalt in einem Internierungslager glaubhaft nachzuweisen vermochten, wurden jetzt von deutscher Seite berücksichtigt.

Seit 1956 war das Verfahren soweit erleichtert, daß es für die Überführung in die Bundesre-

publik genügte, für die deutsche Behörden den Nachweis der deutschen Volkszugehörigkeit (§ 6 des Bundesvertriebenengesetzes vom 13.5.1953) und für Jugoslawien die Bestätigung des künftigen Rechtsstatus von deutscher Seite durch eine Gleichstellungsbescheinigung zu erbringen. Daraufhin wurden die Antragsteller aus dem jugoslawischen Staatsverband entlassen.

Von 1952 bis 1955 stieg die Anzahl der in die Bundesrepublik Deutschland übernommenen sogenannten "deutschen Aussiedler" aus der FVR Jugoslawien auf 11.839 im Jahre 1955 an und sank dann langsam ab. Im Jahre 1960 war sie ungefähr wieder auf den Stand von 1952 zurückgegangen.

Nach der jugoslawischen Volkszählung vom 31.3.1953 wurden noch ca. 62.000 Volksdeutsche in der FVR Jugoslawien gezählt. Davon entfielen auf die Woiwodina 35.000, auf Altserbien 13.000, auf Kroatien 11.000, auf Slawonien 1.000, auf Bosnien-Herzegowina 1.000; der Rest von 1.000 verteilte sich auf die übrigen Landesteile. Bis zu diesem Zeitpunkt (31.3.1953) waren 9.016 Volksdeutsche als Aussiedler in die Bundesrepublik aufgenommen worden.

Da seit dem 31.3.1953 bis Ende 1960 53.298 Aussiedlern die Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland gestattet wurde, hat die überwiegende Mehrheit der im Jahre 1944 im Lande verbliebenen Jugoslawiendeutschen, soweit sie die Verfolgungen und Entbehnungen der ersten Nachkriegsjahre überstanden hatten, ihre ihnen entfremdete Heimat verlassen.

Zahlreiche zur Zeit bearbeitete Anträge auf Ausreise deuten darauf hin, daß auch von den noch in Jugoslawien wohnenden Deutschen, die sich nach der jugoslawischen Statistik auf ca. 10.000 beziffern müssen, viele das Land zu verlassen beabsichtigen.

Im Gegensatz zu Rumänien und zu Ungarn haben Evakuierung, Flucht, Massenverluste in der Internierungszeit, verschleierter Abschub und schließlich der seit 1950 im Gange befindliche "Transfer" dazu geführt, daß das Deutschtum in der FVR Jugoslawien so gut wie vollständig aus dem Lande verschwunden ist.

Präzise Angaben über die noch in Jugoslawien in der Zerstreuung lebenden Deutschen lassen sich nicht machen. Sie wohnen seit der Arbeitsverpflichtung im Jahre 1948 auf Staatsgütern und in Industriebetrieben jeweils dort, wo sie im System der staatlichen Verwaltungswirtschaft ihren Platz angewiesen erhielten.

Die Rückkehr in die von Neusiedlern besetzten Heimatdörfer ist so gut wie ausgeschlossen, auch die ganz wenigen Deutschen, die zunächst, z.B. wegen partisanenfreundlicher Einstellung, noch in den ehemals donauschwäbischen Siedlungen geduldet wurden, sind im Laufe der Zeit verdrängt worden. Die völlige Entwurzelung und Heimatlosigkeit im Lande ist einer der wesentlichen Gründe, weshalb die Volksdeutschen unter Ausnutzung aller Möglichkeiten dem Leben in Jugoslawien zu enttrinnen suchen.

Unter diesen Bedingungen kann von einer deutschen Volksgruppe keine Rede mehr sein. Die Deutschen sind auch keine staatsrechtlich anerkannte Minderheit, wie z.B. die Madjaren, Albaner, Slowaken, Rumänen und Skipetaren, so daß sie auch nicht im System der kommunistischen Nationalitätenpolitik ihre nationalkulturelle Eigenart bewahren können.

Einige Nachrichten deuten zwar daraufhin, daß ihnen gelegentlich gewisse kulturelle Rechte gewährt werden. So soll an einigen Schulen der Woiwodina 1952 wieder Deutschunterricht eingeführt worden sein, den 17 Volksdeutsche, am Seminar in Subotica ausgebildete Lehrer erteilten.

Da aber seither nahezu 85 % der 1953 gezählten Volksdeutschen in die Bundesrepublik übergeführt worden sind, ist es fraglich, ob solche Einrichtungen noch bestehen oder wie lange sie noch bestehen werden. Im öffentlichen Leben der FVR Jugoslawien spielen die Deutschen keine Rolle mehr und entbehren im Alltag häufig der vollen tatsächlichen Gleichstellung mit den andersnationalen Staatsbürgern.

Da unter solchen Umständen die Ausreise in die Bundesrepublik das Ziel für die meisten der

noch in Jugoslawien lebenden Volksdeutschen bleibt, läßt sich der Zeitpunkt absehen, wo es ein Deutschtum in Jugoslawien nicht mehr geben wird. ...<<

>>Nach Abzug der natürlichen Sterbefälle ergibt sich (ohne die Berücksichtigung der militärischen Kriegsverluste) eine Gesamtzahl von ca. 510.800 Jugoslawien-Deutschen im Oktober 1944.

Als Soldaten und Angehörige bewaffneter Hilfsdienste gefallen, gestorben, in Gefangenschaft erschossen worden oder gestorben, vermißt oder verschollen sind nach den bisherigen Feststellungen (Stand Ende Mai 1961) 28.948 Männer.

Demnach kann der statistisch errechnete Sollstand der deutschen Bevölkerung im Oktober 1944, der als Ausgangszahl für die Berechnung der Kriegs- und Nachkriegsverluste der Zivilbevölkerung zu ermitteln war, mit 481.850 angenommen werden.

Die Differenz zwischen dieser Ausgangszahl und den zum Vergleich verfügbaren und geeigneten Ergebnissen der verschiedenen Nachkriegszählungen, die noch auf einen einheitlichen Zeitpunkt hin (September 1950) zu beziehen und entsprechend zu bereinigen sind, ergibt dann als die Zahl der- statistisch ungeklärten Fälle die wahrscheinliche Größenordnung der tatsächlichen Zivilverluste.

Die Mehrheit der im Verlauf der Kriegs- und Nachkriegsereignisse durch Umsiedlung, Evakuierung, Flucht, Deportation, verhinderte Rückkehr und Abschub aus ihrer Heimat vertriebenen Jugoslawien-Deutschen lebt heute in Deutschland und Österreich; viele Tausende sind inzwischen nach Übersee ausgewandert.

Bei der Volkszählung in der Bundesrepublik Deutschland am 13. September 1950 wurden mit der Frage nach dem ehemaligen Wohnsitz und der Muttersprache 147.494 Deutsche aus Jugoslawien festgestellt; in Berlin (West) lebten 480 und im Saarland 38 Personen. Die Ergebnisse der Zählung in Ostberlin und der sowjetischen Besatzungszone wurden nicht veröffentlicht; es kann aber mit ca. 15.000 Personen gerechnet werden. Die Gesamtzahl der in die Bilanz aufzunehmenden Jugoslawien-Deutschen, die im September 1950 in Deutschland lebten, beträgt demnach 163.000.

Eine fast ebenso große Zahl vertriebener Volksdeutscher aus Jugoslawien befand sich zu dieser Zeit in Österreich. Bei den Volkszählungen wurden sie nicht gesondert erfaßt. Ihre Zahl läßt sich aber aus verschiedenen Angaben und Registrierungen verhältnismäßig genau ermitteln. Sie betrug in September 1950 ca. 150.000. Wie viele Jugoslawien-Deutsche über Österreich und Deutschland in der Zeit von 1945 bis 1950 nach Übersee oder in andere westliche Länder ausgewandert sind, läßt sich nur schätzen.

Es dürfte mit höchstens 15.000 zu rechnen sein. Für die im September 1950 noch am Leben befindlichen Kriegsgefangenen und -vermißten, Straf- und Untersuchungsgefangenen, verschleppten und vermißten Zivilpersonen muß wohl eine Gesamtzahl von 3.000-4.000 veranschlagt werden. Weiterhin ist anzunehmen, daß ca. 3.000 Deutsche bei ihrer Flucht vor dem Anmarsch der Roten Armee Ende 1944, bei dem vergeblichen Versuch, nach Kriegsende in die Heimat zurückzukehren, oder nach der Flucht aus den jugoslawischen Internierungslagern in Ungarn und Rumänien, meistens wohl bei Verwandten, zurückgeblieben sind und dort noch im Jahre 1950 lebten.

Als Ergebnis der ersten jugoslawischen Nachkriegszählung am 15. März 1948 wird die Gesamtzahl von 55.328 Deutschen ausgewiesen, die zweifellos nicht alle in Jugoslawien noch zurückgebliebenen oder zurückgehaltenen Volksdeutschen erfaßte. Wird das Ergebnis der Volkszählung vom 31. März 1953, die insgesamt ca. 62.000 Deutsche ergab, einmal als annähernd richtig zugrunde gelegt, so ist für den Stand im September 1950 mit mindestens 75.000 noch in Jugoslawien lebenden Volksdeutschen zu rechnen.

Nach dieser Zusammenstellung läßt sich für die 1950 am Leben befindlichen Jugoslawien-Deutsche eine Gesamtzahl von 409.500 Personen feststellen. Die Differenz gegenüber der

Ausgangszahl von 481.850 ergibt mit 72.350 ungeklärten Fällen die statistisch zu ermittelnde Größenordnung der Zivilverluste.

Inzwischen liegen die Ergebnisse der von der "Heimatortskartei" gesammelten und ausgewerteten Erhebungen vor, die jede einzelne Person erfassen und für die Volksdeutschen aus Jugoslawien als vollständig angesehen werden können, so daß durch weitere Meldungen noch nicht erfaßter Personen keine wesentlichen Erhöhungen der Verlustzahlen zu erwarten sind. Danach haben in der Zeit vom Beginn des Einmarsches der Roten Armee und der Wiedererrichtung der jugoslawischen Verwaltung (Oktober 1944 bzw. Ende des Krieges) bis zur Auflösung der Internierungs- und Zwangsarbeitslager für Volksdeutsche (1948 in Jugoslawien, bzw. 1949 in der Sowjetunion) auf der Flucht, durch Gewaltakte unter der Militärverwaltung der Partisanen, in jugoslawischen oder sowjetischen Lagern und unter verschiedenen Zwangsmaßnahmen des jugoslawischen Nachkriegsregimes insgesamt 68.664 Volksdeutsche den Tod gefunden. Die tatsächlichen Zivilverluste der Jugoslawien-Deutschen kann man daher auf ca. 69.000 beziffern.

Durch den Krieg und die Nachkriegsereignisse sind demnach insgesamt 98 000 Personen (19,1 v.H.) der ehemaligen deutschen Volksgruppe in Jugoslawien ums Leben gekommen.<<

Flucht aus dem Internierungslager Gakovo nach Ungarn im Juli 1947

Erlebnisbericht der Maria W. aus Heufeld im Banat in Jugoslawien (x006/486-494): >>Es war am 6. Juli 1947, nachmittags, im Lager Gakovo: ... Wir, meine Mutter, die Schwiegermutter meines Bruders, ... ich und die 5 Kinder - 2 eigene und die 3 Kinder meines Bruders – (die Schwägerin und deren jüngstes Kind waren im Lager Molidorf gestorben) ... lagen wie gewöhnlich in unserem Raum, einem leeren Geschäftslokal, in das wir mit 4 weiteren Familien vor 5 Wochen aus Heufeld und Mastort eingeteilt wurden. ...

Stroh gab es keines mehr, so lagen wir anfangs auf den schlechten Brettern, bis Mama ... - da wir doch kein Fleisch mehr auf den Knochen hatten - aus den Pferdeställen etwas Mist stahl, taschenweise heimbrachte und wir nun froh waren, auf dem dünnen Mist liegen zu können.

Es war eine schrecklich heiße Zeit. Darum kaufte ich mich an diesem Tag mit einer alten Schürze von der Arbeit frei, so daß ich nicht zur Arbeit ... gehen mußte. Ich wollte meine Kräfte für die Flucht sparen. ...

Um 15 Uhr wurde das Brot - es war reines Maisschrot, von der Größe eines Kinderkopfes, hart und schwer wie Stein - ausgeteilt. Wir waren 8 Personen, so bekamen wir jeden Tag einen ganzen Laib, ein jeder 2 Schnitten. Wir warteten täglich auf dieses Maisbrot. Gott sei Dank, heute war es nicht sauer oder ölig wie so oft, und wir konnten es genießen. Mama hatte das schwere Amt, zu teilen. Wehe, wenn ein Stück größer geraten war als das andere.

Die Kinder umdrängten sie und schauten mit großen brennenden Augen auf jedes Stück. Jedesmal gab es Streit und Zank und fast jedesmal Schläge, denn jeder glaubte, das kleinste Stück zu haben. Wenn wir dann unser heißersehtes Stückchen Brot in der Hand hielten und wieder auf unseren Plätzen auf dem Boden saßen, kam mein kleiner Wolfgang, der seinen Platz neben mir hatte, und sagte mir ganz leise ins Ohr: "Mutti, gibst mir?"

Ich nickte nur, und er lächelte zufrieden. Inge aber schimpfte gewöhnlich auf Wolfgang, weil er immer mehr wollte. Wie weh tat es mir, daß ich ihr nicht auch etwas abgeben konnte; sie hatte ständig leichtes Fieber. Aber Wolfgang war auch krank. Er schwitzte ungeheuer viel, hatte einen dicken Kopf, ganz dünne Glieder und einen riesigen Bauch. Nackt konnte ich ihn kaum ansehen, so abschreckend häßlich war er. Auch konnte er schlecht auf den Füßen stehen, denn er litt an Rachitis (schwere Stoffwechsel- bzw. Mangelkrankheit).

Ach es war herzerreißend, und ich dachte an unseren Herrgott, der diesen Jammer zuließ, und betete unablässig: "Herr, erbarme Dich, erbarme Dich, erbarme Dich!" Weiter nichts - Tag und Nacht.

Da kam eine Frau ans Fenster, das wir als Tür benutzten, und rief mich. Der Führer, ein junger Bursche, sei jetzt wieder aus dem Bunker entlassen, heute abend will er wieder über die Grenze gehen. Ach, ich konnte mich kaum darüber freuen; denn wir hatten es schon 7mal versucht, und jedesmal wurden wir verraten oder gefangen. Es waren ungeheure Strapazen für unsere schwachen Kräfte. Wir lagen nachher immer wie tot da. Unsere Zimmerleute machten uns Mut. Sie sagten, manche hätten es erst beim 16. Fluchtversuch geschafft. ...

Während ich mit der Frau verhandelte, wurde draußen im Hof unsere beste Wäsche gestohlen. - Jeder versuchte, alles gegen Lebensmittel einzutauschen. - Ich war ganz unglücklich darüber und schlug Krach soweit meine Kraft noch ausreichte. Es war natürlich zwecklos. ...

Ganz niedergeschlagen und traurig wollte ich wieder ins Haus gehen, da spürte ich einen heftigen Schmerz in meinem kranken Knie und fiel zu Boden. Als ich mich wieder erhob, war mein Knie ... (plötzlich schmerzfrei), nicht den geringsten Schmerz fühlte ich. Froh eilte ich ins Zimmer und rief: "Seht her, mein Knie tut nicht mehr weh, und ich kann wieder richtig gehen!" Da sagte eine Frau: "Du wirst sehen, die Flucht gelingt. Das ist ein Zeichen." - Mein Knie war nämlich sehr lange verstaucht gewesen. Beim letzten Fluchtversuch war ich, mit Wolfgang auf dem Arm, in einen tiefen Graben gestürzt. Seitdem hinkte ich und hatte ständig Schmerzen.

Die Kinder mußten sich wieder niederlegen, um am Abend munter zu sein, und ich fing an zu packen. Jeder hatte seinen Rucksack, sogar der 4jährige Wolfgang.

Für alle hatten wir Turnschuhe genäht, um ja leise zu sein. Wolfgang hatte seine Turnschuhe beim letzten Fluchtversuch in einem Sumpf verloren. Er mußte seine guten Schuhe aus Amerika anziehen. ...

Die besten Sachen zogen wir an, die brauchten wir nicht zu tragen. Unsere Säcke füllten sich; ganz arm waren wir noch nicht. Ich behielt eine Reserve, um einen anderen Führer bezahlen zu können, falls diese Flucht mißlingen würde. Mein Sack war der schwerste, hatte ich doch die Sachen meiner Kinder hineingestopft. ... Die Stricke des Rucksackes schnitten tief in die Schultern.

Am Abend aßen wir noch das restliche Brot, das (eigentlich) für das Frühstück bleiben sollte. Unsere Suppe salzten wir noch einmal, da wir doch jetzt nicht mehr zu sparen brauchten, - in Ungarn gab es doch genug Salz. Meine Kinder und ich konnten diese ekelhafte Suppe wie immer nicht hinunterbringen. ... Die Buben aßen sie. ...

Jetzt galt es, heimlich in das verabredete Haus zu schleichen. Nicht weit von dem Haus saß eine Wache. Wir mußten darum einen weiten Umweg durch die Gärten machen und einzeln gehen. Inge saß im Mais bei den Säcken, die ich unauffällig nacheinander wegschaffte. ... Es kostete viel Angst und Schweiß, denn man konnte erst über die Straße ins Haus gehen, wenn die Wache wegschaute. ... Als ich zurückkam, weinte Inge. Der Besitzer des Maisfeldes hatte sie gesehen und sie sehr ... beschimpft. Wir wären Diebe, die ihm alles stehlen wollten. Wenn wir nicht gleich verschwunden wären, würde er die Polizei rufen. Wir flohen schnell in ein anderes Maisfeld.

Endlich hatte ich alles an Ort und Stelle, bis auf die Kinder. Ich war in Schweiß gebadet. Müde und ganz langsam, um nicht aufzufallen, ging ich mit den beiden Kindern ... über die Straße. Wolfgang blieb stehen, als er schnell über die Straße laufen sollte. Natürlich fiel er hin, und ich mußte ihn holen gehen. ...

Endlich waren wir alle beisammen. Das Haus füllte sich lautlos in der Dunkelheit. Es waren ungefähr 80 Personen die flüchten wollten. ...

Wenn ein Kind unruhig war, steckten wir ihm ein Bonbon in den Mund. ... Auch Oma H. bekam Bonbons, denn sie war durch den Hunger zeitweise ganz verwirrt. Auch Herbert war unberechenbar und mußte für alle Fälle ruhig gehalten werden. Ingeborg wußte, daß wir sparen mußten und aß kein Bonbon.

Jetzt hatten wir Mühe, die Kinder wach zu halten. Wir saßen in einem dunklen Schuppen, und mit Angst sah ich, wie einer nach dem anderen zurücksank und schlief. Ich ließ sie alle Bonbons essen, aber der Führer kam und kam nicht. Sie schliefen alle. Ich ging immer wieder reihum und schüttelte sie wach; aber es gelang mir immer weniger. Ich hatte große Angst, daß wir hierbleiben müßten.

Endlich kam der Führer, und wir brachen auf. ... Wir verschwanden im Dunkeln. Einer ging schnell und leise hinter dem anderen. Auf dem Rücken (trug ich) den schweren Rucksack, so daß die Arme wie abgeschnitten waren. Das Herz schlug zum Zerspringen vor Hitze und Last. Ich mußte Wolfgang tragen. Er wurde einfach nicht wach ...

Dann kam der tiefe Graben, der das Lager einschloß. Hinunter rutschten wir, aber hinauf ging es schwer. Ich schob Wolfgang vor, und es ging irgendwie. Kaum sah ich noch die anderen. Alles ging lautlos und schnell. Es war unheimlich still und dunkel. Ich wartete auf das "Stoj!", konnte nicht an das Wunder glauben; den ersten Grenzring hinter uns zu haben. In der Ferne hörte ich noch das Geigenspiel eines Zigeuners, der Wache stand und sich so die Zeit vertrieb. Wir liefen durch die Maisfelder, daß uns das Laub ins Gesicht und in die Hände schnitt.

Die Kinder sagten nichts. Ich freute mich, denn sie liefen tapfer mit. Plötzlich war ich allein mit den Buben. O Gott, fühlte ich mich verlassen! Ich irrte hin und her, denn rufen durfte man nicht. Da sah ich einen Schatten. Ich dachte schon, es wäre die Lagerwache. Wie froh war ich, daß es aber die Mutter mit den anderen der Gruppe war. Wir suchten jetzt den Führer und glaubten schon, daß er uns im Stich gelassen hätte. Plötzlich war der Führer wieder da. Er hatte versucht, uns mit den 5 kleinen Kindern in die Irre zu führen, um uns abzuschütteln. Statt uns, hatte er aber die anderen Flüchtlinge verloren.

Nun trieb er uns zu großer Eile an. Bis der Mond schien, mußten wir die Grenze hinter uns haben. Die Grenze war der Straße nach noch 10 km entfernt, aber wir machten große Umwege. Eine Weile gingen wir auch auf der Straße. Eine Frau war zu schwach und brach zusammen. Ich war bei den letzten und half ihr wieder auf. Schon waren die anderen in der Dunkelheit verschwunden. Mit großer Anstrengung fanden wir wieder Anschluß; aber da fiel sie wieder hin, und ihre Tochter Hildegard fing an zu weinen. ... Da erbarmte sich Mutter, die selbst zu viel tragen mußte und außerdem den 5jährigen Herbert an der Hand führte. Sie blieb bei ihr und hob sie immer wieder auf.

Plötzlich warfen sich alle auf die Erde; man hörte einen Pferdewagen. ... Ich war froh, daß wir uns ein wenig ausruhen konnten. Allmählich beruhigte sich auch mein Herz wieder. Es rauschte nicht mehr so in den Ohren, und man konnte wieder ruhiger atmen. Alles war so still. Ich fürchtete schon, mit meinen Kindern allein zu sein. Als sich der Wagen entfernte, tauchten überall Schatten auf, und schnell ging es weiter. Ab und zu wurde kurze Rast gemacht. Leicht ließen wir uns fallen, aber es war sehr schwer, mit unseren schweren Säcken wieder aufzustehen.

Bisher war es ganz dunkel. Jetzt aber sah man schon einen hellen Schein; langsam aber sicher kam der Mond, herrlich groß und blutrot. Wir waren eben in einem Maisfeld, da wurde beschlossen, bis zum nächsten Abend zu bleiben. ... Wir lagerten also im Maisfeld. Die Kinder schliefen sofort ein.

Lange lag ich wach. Über uns dieser wunderbare tiefblaue Himmel mit den prächtig funkelnenden Sternen. Langsam wurde ich ruhiger, die Hitze schwand, es wurde kühl. Ich stand auf und deckte die Kinder mit ihren Mänteln zu. Alle lagen da wie tot und rührten sich nicht. Wieviel Leid stand in diesen kleinen, traurigen und abgezehrten Gesichtern. Keiner war wach, ich war allein, allein mit Gott; da sagte ich zu ihm: "Sieh auf diese Menschen! Hier im Staube liegen sie, halbverhungert, verfolgt, heimatlos und vogelfrei. Herr, Dir gehören wir, erbarme Dich unser!" - Nun fühlte ich mich wunderbar geborgen. Sorglos, mit einem großen Frieden im Herzen, suchte ich mir einen Platz auf der Erde neben meinen Kindern. Über uns standen gro-

ße Sterne. ...

Früh wurden wir (im Maisfeld) wach. Ich sagte zu den Kindern: "Der Tag wird sehr lang. Kinder legt euch zurück und schläft weiter - am besten den ganzen Tag, denn wir haben viel Zeit und nichts zu essen."

Bis gegen 9 Uhr ging es leidlich, aber dann begann das Elend. Wolkenlos war der Himmel, und die Sonne brannte auf uns nieder. Das Maislaub schrumpfte zusammen und es gab keinen Schatten mehr. Die Erde wurde heiß und staubig. Wir versuchten Wäsche und Kleider aufzuhängen, um ein wenig Schatten zu haben. Ach, es gelang nur sehr mangelhaft. Wir waren, ohne uns zu bewegen, in Schweiß gebadet. Der viele Staub, den die Kinder aufwirbelten, machte uns schrecklich schmutzig. Die Kinder liefen nackt herum, bis sie rot verbrannt waren. Dann zogen wir ihnen etwas an, aber jetzt brannte es erst recht. Wir wußten nicht, wie wir die Hitze lindern sollten.

Zu Mittag bekam jeder ein Schnittchen Maisbrot von jener Frau, die auf dem Wege hierher öfters zusammengebrochen war. Wie dankbar waren wir ihr jetzt.

Der Durst begann uns zu quälen. Der Himmel war wie Blei und keine Wolke war zu sehen. Alles flimmerte in grau und weiß, kein Lüftchen wehte. Wir saßen da, naß und schrecklich schmutzig. Keiner rührte sich, aber vor Hitze konnte niemand schlafen. Immer öfter verlangten die Kinder Wasser. Man mußte leise reden, denn ringsherum (auf den Feldern) waren Partisanen bei der Ernte beschäftigt; die durften uns auf keinen Fall hören. Herbert sah uns mit bösen Augen an und murmelte ständig: "Ich will Wasser, ich will Wasser."

Wir gaben schon gar keine Antwort mehr, es war doch zwecklos. Da schrie er mehrmals ganz laut: "Ich will Wasser!" Entsetzt fielen wir über ihn her, hielten ihm den Mund zu und versuchten ihm gut zuzureden. Es half nichts, er schrie weiter. Da bekam er Schläge. Danach murmelte er wieder in einem fort: "Ich will Wasser, ich will Wasser!"

Neben mir fing Wolfgang an, nach Wasser zu jammern. Ich sah ihn an. Er sah so sonderbar aus und war glühendheiß. Sicher hatte er hohes Fieber. Er sagte: "Mutti, ich muß sterben, gib mir Wasser." Ich antwortete: "Wolfgang, ich bitte dich, sei ruhig, sieh, ich hab doch kein Wasser." Da kam Inge: "Mutti, ich muß Wasser haben, mir ist so schlecht." Helmut und Reinhold wollten ebenfalls Wasser. Herbert schrie wieder nach Wasser.

Die anderen Frauen drohten uns, weil das Kindergeschrei noch alle verraten würde. ... Wir baten Sie, doch Geduld zu haben und versuchten, die Kinder zu beruhigen. Wir knickten den Mais und saugten Saft aus dem Stamm. Viel war es nicht. ... Der Führer war über die Verwüstung des Maisfeldes entsetzt: "Wenn wir erwischt werden, wird das als Sabotage ausgelegt und wir werden unter Umständen erschossen." Die Kinder jammerten wieder nach Wasser. Wir saßen schon ganz allein, jeder entfernte sich von uns, denn in unserer Nähe war es ihnen zu gefährlich.

Eine mitleidige Frau kam und gab uns eine Flasche Essig. Wir durften nur am Stöpsel lecken. Ah, wie tat der Essig gut, wie köstlich! Die Kinder rauften sich um den Essig. Herbert ... riß die Flasche an sich und trank den Essig schluckweise. Bei Wolfgang half es nicht mehr. Er konnte kaum noch sprechen. ...Seine Zunge war ganz dick, er wurde blau und rot im Gesicht. Inge saß neben ihm, rot wie ein Krebs und mit starren Augen. Unermüdlich fächelte ich ihnen Luft zu. Helmut war ganz grün im Gesicht und wollte wieder Wasser. Hinter ihm stand Reinhold mit schrecklich großen Augen.

Mir wurde angst vor den Kindern. Wahnsinn starrte mir entgegen. Ich sprach mit ihnen: "Helmut, du und Reinhold, ihr wart doch bis jetzt die tapfersten. Ich bitte euch, sagt nichts mehr." Sie sahen meine Not, verlangten kein Wasser mehr, drehten sich stumm um und schlichen weg. Wie dankbar war ich ihnen! Mutter balgte mit Herbert rum, er war nicht stillzukriegen. Sie kniete auf ihm, hielt ihm den Mund zu, - er war anscheinend schon wahnsinnig! Jetzt wollten uns alle anderen Flüchtlinge verlassen, packten schon ihre Sachen; da kam noch

eine Frau zurück und sagte: "Macht ihn doch tot. Besser er allein, als wir alle!" - Waren jetzt schon alle irrsinnig?

Herbert hatte plötzlich die Essigflasche an sich gerissen und trank die gesamte Flasche aus. Er war grauenhaft bleich und schrie herum. ... Ich sagte zur Mutter: "Gehe weg mit ihm, weit weg und mache ihn auf jeden Fall still!" ... Die arme Mutter nahm das Kind, versprach ihm allerhand und ging weg. Jetzt merkte ich, daß es mit Wolfgang immer schlimmer wurde. Ich bekam eine riesige Angst, daß er sterben würde. Er bekam keine Luft und war schon ganz blau im Gesicht. ... Da kam eine Frau mit einer Feldflasche voller Wasser. Sie war im hohen Gras bis zu einem Tümpel gekrochen und hatte die Flasche schnell mit dem heißen, schmutzigen, grünen Wasser gefüllt.

Inge sprang auf, wollte nach der Flache greifen, wurde starr und fiel steif zurück. Wolfgang bekam fast keine Luft mehr, ... schnell gab ich ihm von diesem heißen, schmutzigen, grünen Wasser.

Inge war ohnmächtig. Sie bekam Herzkrämpfe und verrenkte sich schrecklich; während ich mich um Wolfgang bemühte, wälzte sie sich (derartig wild) im Staub hin und her, daß man nicht zuschauen konnte. Auch ihr gab ich von dem Wasser, aber es wurde nicht besser.

Helmut und Reinhold hatten ihren Durst vergessen. Sie waren rührend um Inge besorgt und massierten sie, bis der Krampf langsam nachließ. Ungefähr eine Stunde war sie so verkrampft, dann wurde es besser. Aber die Krämpfe kamen wieder, und wir hatten ständig mit ihr zu tun. Die Kinder Helmut und Reinhold waren jetzt wie Erwachsene. Nein, mehr! Kein Erwachsener war mir zu Hilfe gekommen. ...

Ich bat Oma, Mutter und Herbert zu suchen. Sie konnte sie nicht finden. Ich war außer mir, - vielleicht waren beide nicht mehr am Leben. Mein Gott, mein Gott! Was kümmerten mich jetzt meine Kinder! Wir mußten nach Mutter und Herbert suchen, das war jetzt das allerwichtigste. Wenn es nur noch nicht zu spät war. Ich ließ keine Ruhe. Oma mußte wieder gehen. ... Endlich kam sie mit Mutter und Herbert zurück.

Ich rief meiner Mutter entgegen: "Gott sei Dank, daß du da bist, Mama, und daß Herbert nicht tot ist. Es wird jetzt wieder alles gut. Wir haben Wasser bekommen, und die Sonne brennt auch nicht mehr so heiß - einmal wird es auch wieder Nacht." ... Mama erzählte, daß Herbert von dem Essig Magenkrämpfe bekommen hatte und ohnmächtig wurde. Nachher war er sehr müde und wäre eingeschlafen.

Gegen Abend kam der Führer und brachte ... frisches Wasser. Satt konnte man sich nicht trinken, aber es hat uns viel geholfen. Jetzt zogen wir uns wieder an. ... Wir machten uns zum Aufbruch fertig. "Weißt Du", sagte Mama, "dein ständiges Luftfächeln während des ganzen Tages hat mich fast verrückt gemacht." Dieser Satz erstaunte mich, denn ich hatte gar nicht bemerkt, daß ich ihr so auf die Nerven gegangen war. ...

Beim Gehen mußten wir sehr vorsichtig sein. Überall lagen Wachen, um die Ernte zu schützen. Gut war es, wenn sie singend ihre Zeit verbrachten, da wußte man wenigstens, wohin man ausweichen mußte. Am schwersten war der Marsch in den Sonnenblumenfeldern. Die schweren Sonnenblumen schlugen einem an den Kopf und ins Gesicht. Die Kinder durften nicht weinen. Sie bissen die Zähne aufeinander und liefen weiter. Wolfgang fiel öfters, ich riß ihn (dann immer wieder) in die Höhe, stieß ihn weiter. Inge zog ich nach, denn schon verloren wir die anderen. Inge war sehr matt. Ich nahm ihr schnell den Rucksack ab und rannte weiter. Was mußten die Kinder mitmachen. Tränen kamen mir in die Augen. ...

(Es ging) durch Gräben und Wasser, wie es eben kam. Endlich war es dunkel genug, um auf den Fahrweg zu gehen. Inge hängte sich schwer an mich, der Anfall (ein Herzkrampf) wollte sich wiederholen. Nur jetzt nicht. ... Wolfgang klagte, daß seine Schuhe zu klein wären und ihm die Füße schrecklich weh tun würden. Ich sagte zu ihm: "Ich kann dir jetzt nicht helfen, nur weiter, du mußt es aushalten."

Ach, vor Eile und Sorge vergaß ich fast meine schwere, viel zu schwere Last. Wäre es nicht gescheiter, alles in den Graben zu werfen? Ich konnte die Last bald nicht mehr schleppen. Jeder Schritt kostete mich große Anstrengung. Wenn es so weiter geht, dachte ich, kommen wir nicht mehr mit. Wie lange konnten wir es noch aushalten?

Endlich durften wir ein wenig rasten. Da hörte ich ein Rascheln und sah plötzlich auch einen Schatten. Der Führer schlich ihm entgegen. - Beide erschrakten. Es war ... ein Grenzgänger. Er beschrieb uns genau den Weg, den er gekommen war, wünschte uns Glück und verschwand im Dunkeln. Wir näherten uns der Grenze. Keiner durfte husten. Schon unser Atem war zu laut. Ich nahm Wolfgang auf den Arm. Jetzt sah man Bäume, einen tiefen Graben; wenn wir das hinter uns hatten, waren wir gerettet. Hilfe uns Gott.

Der Führer nahm zur Tarnung einen Rucksack, mischte sich unter uns; er durfte nicht erkannt werden. Wir schlichen kaum 10 Schritte weiter, da sprangen von beiden Seiten Soldaten in die Höhe: "Stoj!", Schüsse krachten, wir waren im Nu umringt, schußbereite Gewehre wurden auf uns gerichtet. In der Dunkelheit konnten noch viele verschwinden, es war ein großer Tumult. Ich stand dort mit den Kindern und rührte mich nicht. - Dieser lange, schwere Tag, die ganzen Strapazen waren umsonst gewesen! Ach, war ich traurig!

Wir wurden abgeführt. ... Inge schleppte ich schon mehr als sie ging. Die Buben freuten sich: "Jetzt kriegen wir sicher etwas zu trinken und können uns ausruhen."

Wir waren die Letzten, aber der Grenzer war gutmütig. Ein anderer Grenzer regte sich jedoch über uns auf, drohte uns und trieb uns unter schrecklichen Verwünschungen zur Eile an. Eine Stunde mußten wir noch bis zur Grenzstation gehen. Dort durften wir uns auf der Wiese unter einen Baum setzen. Das Gras war naß und wir froren schrecklich. ... Die Kinder schliefen trotzdem schnell ein, und wir vertrieben die Stechmücken. Die Wache ging neben uns auf und ab, blieb manchmal vor den Kindern stehen und betrachtete sie. Mutter sagte zur mir: "Es ist scheinbar unser Los, im Lager zugrunde zu gehen." "Ja", sagte ich, "aber weißt du, wir wollen zusehen, daß es wenigstens schnell geht."

Wir versuchten auch zu schlafen; da stieß mich die Wache mit dem Fuß. ... "Komm mit", sagte er. Müde folgte ich ihm. ... Anschließend fragte er mich, was ich ihm geben könnte, wenn er uns entkommen lassen würde. ... Ich lief schnell zurück und fragte die anderen Frauen. Gern legten sie alles zusammen: Ringe, Ohrgehänge, Uhren. Es war ihm zwar zu wenig, aber er brachte uns doch zur Grenze und rief die Hunde, große wilde Tiere, zu sich. Wir mußten jetzt schnell in Richtung Ungarn verschwinden.

Wer konnte unser Glück beschreiben. ... Jetzt (blieb nur) noch die Angst vor den ungarischen Grenzern. Aber wir hatten Glück. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Wir überquerten die gefährliche Brücke, von der (bereits) viele Kinder abgestürzt waren und tot zurückgelassen werden mußten. Danach eilten wir glücklich weiter, um von der Grenze wegzukommen.<<

Lebensverhältnisse der deutschen Kinder im Internierungslager Rudolfsgnad und im Kinderheim in Banatsko Novo Selo von Juli 1946 bis Januar 1947

Erlebnisbericht der Schwester Marianne S. aus Pantschowa im Banat, Jugoslawien (x006/512-515): >>Nach all den bitteren und grauenvollen Erlebnissen der kleinen Kinder im Rudolfsgnader Lager kam der 1. Juli 1946. Wagen mit eingebauten Röntgenapparaten standen im Kommandohof. Ein kleiner Transport mit Kindern, die an Tbc erkrankt waren, wurde ... fortgefahren. Einige Frauen durften zur Pflege der erkrankten Kinder mitfahren. Niemand wußte, wohin die Transporte gingen.

Nun wurden 500 Kinder, die noch transportfähig waren, aus dem jämmerlichen Haus, das den Namen Kinderheim führte, im Kommandohof versammelt. Von dort ging es unter schwerer Partisanenbewachung mit den 500 Kindern zum Bahnhof.

Es handelte sich um Kinder, die im Internierungslager elternlos waren. Die 500 gesundheitlich

sehr heruntergekommenen Kinder hat man wie eine Herde Vieh in Viehwaggons gesteckt. ... In den Waggons gab es ... Brote mit Marmelade. Die armen Kinder, deren Leib nur noch Skelette darstellten, schrien in ihrer großen Hungerqual: "Schwester, bitte Brot!" Ich war nun überglücklich, daß ich den durch Hunger ausgemergelten Kindern nach diesen entsetzlichen Entbehungen ein Stück Brot mit Marmelade reichen konnte. Nach dieser lang ersehnten Sättigung der Kleinen fuhr der Zug unter starker Transportbewachung ab. Von Rudolfsgrad bis Pantschowa erwarteten uns auf den Bahnhöfen serbische Frauen mit Tee und mit Körben voller Weißbrot. Es war rührend. ...

Diese 500 Kinder sind in staatliche Kinderheime gebracht worden, und zwar nach Pantschowa, Franzfeld, Banater Neudorf (Banatsko Novo Selo) und Vlajkovac bei Werschetz. Ich bin mit 150 drei- bis achtjährigen Mädchen in das Kinderheim nach Vlajkovac gekommen, welches in einem gräflichen Kastell errichtet war. Der Leiter des Heimes war von unserer Ankunft nicht verständigt worden. Nun gab er sich die größte Mühe, uns alle gut unterzubringen. Vor allem bekamen die Kleinen gut zu essen.

Es befand sich dort auch eine gut eingerichtete Ambulanz. Ein Friseur schnitt den Mädchen fachgemäß die Haare. Für jedes Kind wurde Wäsche genäht. Am ersten Abend wurden alle Kinder gebadet. Jedes einzelne Kind erhielt ein reines, weißes Hemdchen. - Der Körper der Kinder war ganz wund. Es gab fast keine Stelle am Leib, wo sich die Krätzenmilbe nicht schon seit langer Zeit immer tiefer in die gemarterten Körper der Kinder hineinfraß. ...

Schon nach 3 Tagen mußte ich (mit den Kindern) in das Kinderheim nach Neudorf übersiedeln. Hier mußte ich eine Ambulanz einrichten und alle nötigen Medikamente in Pantschowa bestellen. Ich hatte auch ein besonderes Zimmer für schwerkranke Kinder. In diesem Heim waren Kinder von 8-12 Jahren.

Viele Kinder waren infolge ihrer Unterernährung im Wachstum sehr zurückgeblieben. Sie waren schon 13-14 Jahre alt, aber wegen ihrer kleinen und schwachen Körper (hatte man sie) auf 12 Jahre geschätzt. Mit diesem Alter wurden sie auch in die Transportliste eingetragen. Für diese Kinder war dies (die) Rettung, ihres bedrohten Lebens. Denn aus Rudolfsgrad durften nur Kinder bis 12 Jahre in die Kinderheime überstellt werden. Die 3jährigen Kinder konnten noch nicht ihr Alter sagen, ... und wer ihre Eltern waren. Bei diesen Kindern, ob klein oder groß, wurde ihr Alter geschätzt.

In dem Kinderheim waren 8 Frauen aus verschiedenen Lagern zur Pflege der Kinder eingesetzt. ... Die Kinder hatten alle die gleichen Teller und Schalen. Im Speiseraum reichten Köchinnen das Essen.

In den einzelnen Räumen waren bis zu 20 Betten aufgestellt. In den Betten gab es viele Wanzen. In diesem Heim war eine Frau als Kommandantin. ... Danitza ließ sich von den Kindern oftmals die Läuse von ihrem Kopf fangen.

Meine Aufgabe war es, alle Kinder zu betreuen. Gleich in den ersten Tagen kam eine ärztliche Kommission aus Neusatz und Pantschowa mit dem ersten Augenspezialisten Dr. P. an. Ohne Ausnahme waren alle Kinder augenleidend. Sie wurden der Krankheit nach in 3 Gruppen eingeteilt.

Alle 100 Kinder mußte ich täglich viermal in Augenbehandlung nehmen. Ich erhielt keine Hilfe und mußte alles allein machen. Es waren 26 ganz schwere Fälle dabei. Jedes einzelne Kind mußte sehr lange behandelt werden. Wieviel haben diese Kinder an ihrem Augenleiden, unter der Krätzenmilbe und Skorbut zu leiden gehabt! Es gab kein Kind ohne Durchfall. ... In späteren ganz schweren Krankheitsfällen kam ein russischer Arzt. Dieser alte Arzt, der bereits während der Zarenzeit als Arzt gearbeitet hatte, war sehr menschlich zu uns Deutschen. Er ließ nie auf sich warten. ...

Vom Juli 1946 bis Juni 1947 waren 4 Ärztekommisionen in Neudorf. ... Ich selbst mußte den Kindern im Neudorfer Kinderheim an einem Tag 38 Zähne ziehen, weil die Zahnbehandlung

in Pantschowa ausgeblieben war. - Die Kommission kam immer ganz unverhofft. Es wurden sogar die Küche und auch die Schlafräume kontrolliert. Gegen die lästigen Wanzen wurde jedoch nichts unternommen.

Die Tagesordnung verlief genau nach einem Stundenplan. Essen gab es 5mal täglich, für Schwerkranke 6mal. ... Jedes Kind bekam einen halben Liter Vollmilch. ... Ich mußte monatlich das Gewicht und die Größe der Kinder feststellen. Mein Monatsbericht über die Kinder des Kinderheimes Neudorf wurde jeden Monat nach Neusatz gesandt. Ich hatte keinen einzigen Todesfall. Es wurde auch kein einziges krankes Kind in einen anderen Ort gebracht. Die ausgeheilten Kinder kamen in ein anderes Heim.

Im Oktober 1946 konnte schon der erste Transport gesunder Kinder abgehen, und zwar nach ... Mazedonien. ... Es war entweder plötzlich eine Kommission gekommen und untersuchte nochmals die ausgeheilten Kinder, oder die Kinder kamen nach Pantschowa, wo sie ... untersucht wurden. Unsere Kommandantin ... begleitete jeden Transport bis an Ort und Stelle.

Nach dem Abtransport der gesunden Kinder kamen gleich wieder Transporte mit kranken Kindern in meinem Kinderheim an. Meine Aufgabe begann jetzt von neuem. Jetzt hatte ich 114 Kinder zu versorgen, Buben und Mädchen, die noch nicht ausgeheilt waren. Im November 1946 gingen die Transporte nach Agram.

Im Jänner 1947 gingen Transporte mit gesunden Kindern nach Montenegro und nach Slowenien. In Slowenisch Bistritz wurden die Kinder auf verschiedene Kinderheime verteilt. Danach bekam ich wieder 78 kranke Kinder. ...

In Neudorf (Banatsko Novo Selo) gab es keinen Schulunterricht für die Kinder, da sie ja alle in Behandlung waren. Es war daher keine Möglichkeit vorhanden, eine Schule zu besuchen. Die "Genossinnen" sangen mit den Kindern serbische Lieder. Dieser Gesangsunterricht wurde angeordnet. Da die "Genossinnen" kein Wort Deutsch konnten, sprachen sie mit den Kindern serbisch. In meiner Freizeit sang ich mit den Kindern deutsche Lieder. ... Wir mußten zur Abwechslung aber auch serbische Lieder singen, sonst hätte man die deutschen Lieder verboten. Wir sangen meistens: ... "Die Welt ist uns so leer, wir haben keine Eltern mehr ...", ... "Kehr ich einst zur Heimat wieder ...", ... "Das schönste Blümlein auf der Welt ...".

Fast bei einem jeden Transport, der abging, sangen mir die Kinder zum Abschied - im Heim und sogar am Bahnhof - deutsche Lieder. Der Abschiedsgesang war so rührend, daß allen meinen Kindern bittere Tränen über ihre zarten Wangen rollten. ... Ich vernahm dann noch ein dreifaches "Grüß Gott unserer lieben Schwester". Dann folgte noch ... Schluchzen und Weinen, und "Schwester, Schwester!" wurde noch solange laut gerufen, bis der Zug in der Ferne verschwunden war.

Ich hatte von allen 396 Kindern, die ich in Neudorf behandelt habe, die Namen in einer Liste niedergeschrieben. Auf der Flucht aus dem Kinderheim im Juni 1947 ging mir aber mein Koffer mit der Liste verloren.<<

Zwangsverschleppung im Dezember 1944, Internierung im April 1945, Verhältnisse im Internierungslager Molidorf und in verschiedenen staatlichen Kinderheimen von April 1945 bis September 1950

Erlebnisbericht der Anna K. aus Heufeld, Bezirk Modosch im Banat in Jugoslawien (x006/-516-520): >>Nachdem mein Vater ... schon (seit) 1944 beim deutschen Militärdienst vermißt wurde, haben die Russen im selben Jahr zu Weihnachten auch meine Mutter zwangsweise in eines ihrer Arbeitslager verschleppt.

Ich blieb mit meinen 2 Geschwistern, einer älteren Schwester und einem jüngeren Bruder, bei der Großmutter zurück. ... Der Augenblick, als sie von uns weinenden Kindern weggerissen wurde, hat sich tief in mein Gedächtnis eingepreßt, wenn ich auch erst 6 Jahre alt war. Es ist mir ganz gegenwärtig, als an jenem Morgen ganz früh, etwa gegen 5 Uhr, bei uns sehr heftig

geklopft wurde und 2 Männer meine Mutter energisch aufforderten, innerhalb einer Stunde zum Aufbruch bereit zu sein. Von dem unheimlichen Gepolter und Lärm waren auch wir 3 Kinder wach geworden. Große Furcht, vielleicht auch etwas Vorahnung hat uns in ein Bett getrieben, wo wir dicht aneinandergedrängt saßen, am ganzen Körper zitternd vor Kälte, mehr aber vor Angst.

Unter heftigem Schluchzen vermochten wir immer nur flehend die eine Bitte zu rufen: "Mama, bleib' bei uns! Geh nicht fort!" Aber die Partisanen ließen sich nicht vom Weinen und Schreien von Kindern rühren, erbarmungslos haben sie unsere Mutter von uns weggerissen und uns zurückgestoßen. Erst gegen Mittag wagte es eine Großtante, aus dem Hause zu gehen und uns zu sich zu holen.

Wir lebten nun bei unserer Großtante, bis im Frühjahr 1945 alle Deutschen meiner Heimat ins Lager gesteckt wurden. Auf einen Aufruf hin sollten sich alle Deutschen vor dem Gemeindehaus des Nachbardorfes einfinden.

Meine Tante machte uns fertig und schickte uns 3 Kinder allein los. Sie blieb bei ihrer gelähmten Mutter zurück. Meine Schwester, die damals 9 Jahre alt war, nahm uns an die Hand und wir gingen den anderen Leuten nach. Vor dem Gemeindehaus hatte sich schon eine Menge Menschen eingefunden; wir stellten uns dazu. Vor lauter Angst vermochten wir gar nicht mehr zu weinen, wie es vielfach um uns geschah.

In das Weinen und Klagen mischten sich das Brüllen und die Befehle der serbischen Partisanen. Hin und wieder ertönte ein Schuß, der uns in mächtiges Zittern versetzte. Wie glücklich waren wir, als wir in dem Menschengewühl unsere Großmutter fanden, die sich sogleich unser annahm und an die wir uns klammerten! Wir wurden mit mehreren anderen Leuten in ein Haus eingewiesen, wo wir unter ständiger Aufsicht und mit sehr wenig Nahrung lebten. Aber es sollte noch schlimmer werden. ...

Wir wurden in das Internierungslager nach Molidorf gebracht, wo Hunger, Armut, Angst, Not noch viel größer wurden. ... Wir lagen auf Stroh mit so vielen Leuten zusammen, wie man nur in ein Zimmer stecken konnte. Die spärliche Verpflegung diente nur dazu, den Magen zu füllen und den Hunger nur während des Essens zu stillen. Sehr viele Leute starben infolge des Hungers, der Erschöpfung oder Mißhandlung. ... So haben wir als Kinder schon viele Leute sterben und verhungern gesehen.

Eines Tages sollte auch unsere Großmutter unter den Opfern sein. In der Früh schlief sie sehr lange, wir wollten sie nicht wecken; aber sie war nie mehr aufgewacht, sie lag tot neben uns auf dem Stroh. Sie wurde in eine Decke eingewickelt, und ein Wagen, der jeden Morgen vorbeifuhr und alle Toten einsammelte, hat auch sie ... mitgenommen. Wir durften nicht mitgehen und sehen, wo man sie mit vielen anderen in einem Massengrab verscharrte. Jedoch erfuhren wir es später und haben uns heimlich zu ihr ans Grab geschlichen.

Wir waren jetzt in aller Not allein unter fremden Menschen. Eine Frau aus unserer Heimatgemeinde erbarmte sich unser und sorgte, so gut es ging, für uns. Aber auch meine nun 10 Jahre alte Schwester mußte viele Aufopferungen und Sorgen auf sich nehmen; mit anderen Erwachsenen stahl sie sich nachts aus dem Lager, um ein wenig Eßbares zu beschaffen. ...

1946 kamen ... meine Geschwister und ich in das Kinderheim nach Debeljaca. Etwa ein Viertel der hier zusammengezogenen Kinder ist in den ersten Wochen gestorben. Die Kinder kamen halbverhungert aus den verschiedensten Lagern und stürzten sich gierig auf das hier reichlich gebotene Essen. Dadurch ist ein großer Teil der Kinder erkrankt und ... gestorben. Dieses Kindersterben wurde aber bestimmt nicht bewußt herbeigeführt, sondern ist ... darauf zurückzuführen, daß das Pflegepersonal der gestellten Aufgabe nicht gewachsen war und nicht die erforderliche medizinische Vorbildung hatte.

Nach 2 Jahren holten die Kommunisten die wenigen noch am Leben gebliebenen Kinder in ihre Heime, die sie dort erziehen wollten. So kamen auch wir drei (Geschwister) in das Kin-

derheim nach Debeljaca, da sie uns als Waisenkinder ansahen. Hier kamen wir wieder in menschenwürdige Verhältnisse und konnten wieder in Betten schlafen. Was aber für uns viel wichtiger war, wir durften uns satt essen.

Jedoch konnten viele Kinder die plötzliche Umstellung nicht vertragen. Das gute übermäßige Essen ließ viele krank werden und sterben. Auch mein Bruder stand an der Schwelle des Todes, aber Gott sei Dank konnte er noch einmal seiner Macht entrinnen. - Nicht nur körperlich waren wir bis auf Haut und Knochen abgemagert, sondern wir waren auch seelisch völlig zusammengebrochen.

Ich lebte die erste Zeit in einer ständigen Angst vor dem Ungewissen. Durch die vielen Entbehrungen war ich früh ernst geworden, ja verschlossen und mißtrauisch. Konnte man denn den Heimleiterinnen glauben und ihnen Vertrauen schenken? ... Eine Mutter, der wir hätten vertrauen können und die uns auch jetzt noch getröstet hätte, hatten wir nicht mehr.

Kaum hatten wir uns ein wenig erholt und ein bißchen eingewöhnt, so wurden wir in andere Heime verlegt. Im ganzen waren wir in 5 verschiedenen Heimen. Zunächst waren in diesen Heimen nur deutsche Kinder, später mischte man auch serbische Waisenkinder darunter. ... Man wollte uns ja zu treuen Anhängern ihres Staates erziehen. Ein vielleicht unbewußtes Gefühl der Angst und Abneigung hielt uns von den Serben fern. Auf dem Spielplatz waren Serben und Deutsche zunächst getrennt. Im Laufe der Zeit wurde diese Kluft überbrückt, wir gewöhnten uns aneinander.

In Debeljaca und Novo Selo waren ausschließlich deutsche Kinder. - Bis zu welchem Alter die Kinder aus dem Lager Molidorf herausgeholt wurden, weiß ich nicht mehr, da die älteren Kinder mit den Erwachsenen zur Arbeit auf die Felder gehen mußten. In Kovin blieben dann nur Mädchen bis zum 14. Lebensjahr. Die älteren Mädchen wurden dann ... der Berufsausbildung zugeführt. - In Kovin kamen auch serbische Kinder hinzu, die durchweg aus den früheren sog. "passiven Gebieten" stammten ... und nun in den entvölkerten deutschen Ortschaften angesiedelt wurden. Der Anteil der serbischen Kinder betrug dort etwa ein Viertel.

Ich kam mit 9 Jahren in die serbische Volksschule. Da wir inzwischen schon Serbisch gelernt hatten, wurde auf einmal die deutsche Sprache verboten, und ich konnte mit meiner Schwester nur noch verstohlen an versteckten Plätzen ein paar Worte in unserer Muttersprache sprechen. Wurden wir dabei erwischt, so erhielten wir harte Strafen. Entweder bekamen wir kein Mittagessen oder harte Schläge. Schließlich begannen unsere "Beschützer" mit ihren kommunistischen Unterweisungen. Wir bekamen täglich politischen Unterricht, obwohl wir gar nicht verstanden, was man uns erzählte oder was wir lernen sollten.

Um uns ganz unserer Art und unserem Deutschtum zu entfremden, trennte man alle Geschwister. Zunächst wurde mein kleiner Bruder mit 5 anderen 6jährigen Jungen in ein anderes Heim verlegt. ... Mein Bruder weinte bittere Tränen, er wollte nicht von seiner Schwester weg, die ihm die Mutter ersetzt hatte. Aber es half nichts. Nach einem Jahr wurden auch wir Schwestern auseinandergerissen, da meine Schwester inzwischen 14 Jahre alt und somit nicht mehr schulpflichtig war. Sie kam in ein Lehrlingsheim, wo sie neben ihrer kaufmännischen Lehre in einem Geschäft auch die Handelsschule besuchte.

Aber nicht nur dem Deutschtum wollte man uns entfremden, sondern auch den Glauben an Gott versuchte man aus uns herauszureißen. Das fiel ihnen natürlich nicht schwer, denn Kindern konnte man leicht etwas vormachen. Und was konnten wir in unserem Alter überhaupt schon von Gott wissen? Mit der Zeit lebte ich mich eben auch hier ein und gewöhnte mich an die Serben und ihre Methoden. Die deutsche Sprache geriet schließlich in Vergessenheit, bis ich nur noch serbisch sprechen konnte. - Auch behandelte man uns jetzt gut. Man achtete auf unsere Gesundheit und schickte körperlich schwache Kinder zur Erholung. So war auch ich in Serbien bei einer Bauernfamilie und einmal am Adriatischen Meer in Split. ...

In Kovin verblieb ich bis zum September 1950. In dieser Zeit besuchte ich dort die 2. und 3.

Klasse der Volksschule mit ausschließlich serbokroatischer Unterrichtssprache. Meine Schwester Maria war nur ein Jahr in Kovin, da sie inzwischen 14 Jahre alt geworden war, die Volksschule beendete und nach Groß-Betschkerek überführt wurde, wo sie als kaufmännischer Lehrling in die Lehre kam. Sie wurde in einem entsprechenden Heim untergebracht und besuchte ... die Lehrlingsschule. Die Unterrichtssprache war auch dort ausschließlich serbokroatisch. In Debeljaca durften die Kinder noch untereinander deutsch reden, in Kovin war dies aber ausdrücklich verboten. Kinder, die dabei ertappt wurden, bestrafte man mit Essentzug oder Schlägen. ...

Schon als Onkel K. noch in Linz/Donau war, reichte er bei der jugoslawischen Gesandtschaft in Wien einen Antrag ein und bat, ihm die 3 Kinder des Bruders zuzuführen. Der Antrag wurde mit dem Hinweis abgelehnt, daß die Kinder nur den Eltern, nicht aber den Verwandten zugeführt werden.

Sobald unsere Mutter im Bundesgebiet war, legte ihr der Onkel einen diesbezüglichen Antrag vor, den sie unterschrieb und an das Ministerium in Belgrad weiterleitete. ... Jedenfalls wurde ich mit einem Transport des Jugoslawischen Roten Kreuzes Ende September 1950 in das Bundesgebiet gebracht und der Mutter zugeführt. Bei der Zusammenstellung des Transportes traf ich in Belgrad auch meinen Bruder Hans wieder, der aus dem Knabenheim in Batschka Palanka dorthin gebracht worden war. Beide sprachen wir damals nur noch serbisch. Unsere Muttersprache hatten wir inzwischen beide vergessen. Meine Schwester Maria kam erst mit einem Transport im Dezember 1950. ...

Der erste Brief, der von meinem Onkel kam und in dem wir etwas von unserer Mutter erfahren, versetzte uns in ein riesiges Glücksgefühl. Nach Jahren gab es wieder ... Hoffnung und Freude für unsere ... verlassenen Seelen. Jetzt waren wir nicht mehr allein! Wir hatten doch noch eine Mutter. ...

In Belgrad traf ich mich nach gut 2 Jahren mit meinem Bruder; er erkannte mich gar nicht mehr. Nach langem Warten und Hoffen kam ich am 12. Oktober 1950 nach Deutschland zu meiner Mutter. ... In Hersfeld sah ich meine Mutter nach 6 Jahren zum ersten Mal wieder. Genauso wie ich immer das Bild des Abschieds im Jahre 1944 vor mir habe, so deutlich hat sich auch dieser Augenblick in mir eingeprägt. Ich höre sie noch, als ob es heute wäre, meinen Namen sagen, und ich hatte gleich die sichere Gewißheit, daß es meine Mutter war, obwohl ich sie nicht mehr erkannt hatte.<<

Lebensverhältnisse der deutschen Arbeitsverpflichteten auf dem Staatsgut "Pantschowaer Ried" im Banat im Jahre 1948

Erlebnisbericht des Arztes Dr. K. F. aus dem Bezirk Groß-Kikinda im Banat in Jugoslawien (x006/593-596): >>Für die Unterbringung der Menschen waren in den Kolchosen kaum Vorbereitungen getroffen. Die Baracken waren teilweise noch im Aufbau. Statt der Volkspolizei gab es hier die Industriepolizei. So arm wie die Lagerleute waren, notdürftig gekleidet, kamen sie in den Kolchosen an.

Zu den Kolchosen führten meistens keine befestigten Wege. Bei Regenwetter sah man überall nur Dreck und Morast. An manchen Stellen gab es keinen Baum. Im Pantschowaer Ried waren die Unterbringung und die Wohnverhältnisse in der ersten Zeit noch viel schlechter als im Lager Rudolfsgnad. Es gab Baracken, in welchen in einem einzigen Raum 300 Personen untergebracht wurden - im Sommer und Winter, Kinder wie Erwachsene, Arbeiter und Kranke. Es gab nicht genügend Platz im Raum, um sich umzudrehen bzw. um sich bewegen zu können. Die Aborte waren unzureichend. Die hygienischen Verhältnisse waren unter aller Kritik und viel schlechter als im Lager Rudolfsgnad. Ärztliche Betreuung war kaum vorhanden.

In der ersten Zeit gab es Kesselkost, dieses Essen war allerdings besser als im Lager Rudolfsgnad. Angesichts der besseren Ernährung erholte sich der Großteil der geschwächten Vertrie-

benen. Nur noch einzelne Volksdeutsche sind an den Folgen des Lagerlebens gestorben. Wer arbeitsfähig war, mußte zur Arbeit gehen: (Es begann mit dem) Frührapport und der Arbeitseinteilung. (Dann ging es) ... brigadeweise zur Arbeit. Am Anfang gab es keinen wesentlichen Unterschied zum Lagerleben, bloß daß die Arbeiter etwas Bezahlung, Lebensmittelkarten sowie Textilkarten erhielten. Die Bewegungsfreiheit war eingeschränkt. Von der versprochenen Gleichberechtigung war wenig zu sehen. Die Versprechungen, welche gemacht wurden, waren nichts anderes als leere Vorwände, um die Kräfte bis zur höchsten Leistungsfähigkeit anzuspannen und die Menschen als Arbeitsobjekte festzuhalten.

Aus den früher freien, wohlhabenden Bauern wurden Pionier-Kolchosarbeiter, die unter erbärmlichen Verhältnissen leben mußten. Die Deutschen, die die Rolle des Schrittmachers für die "bessere Neuordnung" übernehmen sollten, standen unter dem Lebensstandard eines Knechtes oder einer Magd. ...

Wenn man im Hochsommer des Jahres 1948 bei brennender hoher Südsonne in dem weiten Ried fuhr, war der Acker fast leer, nur hier und da sah man bunte kleine Gruppen von Arbeiterinnen. ... Es waren Volksdeutsche - Frauen und Mädchen -, die weiblichen Pioniere der Kolchosen, unter Aufsicht und Leitung eines Brigadiers, der meistens kaum lesen und schreiben konnte. Es waren Frauen, die sich daran gewöhnt hatten, 60-80 kg schwere Säcke auf der Schulter zu tragen.

Die Vertriebenen arbeiteten fleißig, um sich wieder Kleider besorgen zu können. Langsam lockerten sich die Fesseln. Nach Jahren kamen einige zu einem eigenen Wohnzimmer oder einer Kollektivwohnung in einem Wohnhaus. Langsam besserten sich auch die hygienischen Verhältnisse. Man versuchte, den Deutschen die Staatsbürgerschaft mit Versprechungen aufzuzwingen, daß sie sich dann frei bewegen und reisen könnten.

Die Männer und Frauen über 55 Jahre waren nach 2- bis 3jähriger Arbeitszeit zu 80 % arbeitsunfähig geworden. Da viele früher selbständige Unternehmen geleitet hatten, waren sie kein Mitglied einer Krankenkasse und daher auch nicht berechtigt, eine Rente zu beziehen. (Sie wurden) gemäß ihrer jetzigen Arbeit mit einer einmaligen Abfertigung (Abfindung) ihrem weiteren Schicksal überlassen.

Zur Erreichung der Invalidenrente benötigte man 10 Jahre Arbeitszeit und für die Altersrente mindestens 15 Jahre. ... Wurde aber festgestellt, daß der Pensionsberechtigte bei der deutschen Wehrmacht oder bei einer anderen deutschen Formation Waffendienst geleistet hatte, bekam er nur eine einmalige Abfindung von 60.000 bis 80.000 Dinar, die in 12 Raten ausgezahlt wurde. ...<<

Verhältnisse in den Lagern Karlsdorf und Neusatz im Januar 1948, Zwangsarbeit im serbischen Bergwerk Radljevo von 1948 bis 1951, Lebensverhältnisse im Banat von 1952 bis 1953

Erlebnisbericht des Josef B. aus Karlsdorf im Banat in Jugoslawien (x006/597-605): >>Das Lager war wieder total überfüllt. Von überall wurden die Deutschen zusammengetrieben. Das Lagerleben verschlechterte sich von Tag zu Tag.

... Im Januar 1948 wurde ein Transport zusammengestellt. ... Meine Mutter, ich und ca. 30 Familien wurden in Güterwagen verladen. Es ging in Richtung Novi Sad (Neusatz). Wir kamen dort erst am späten Abend an. Bevor wir das Lager Neusatz betreten durften, wurden wir alle mit Läusepulver bestäubt. Wir mußten die obersten Knöpfe öffnen. Danach wurde das Läusepulver auf unsere Haut geblasen, so daß es an den Beinen herunterrieselte.

Das Lager war ebenfalls überfüllt. Wir konnten erst später in einer sehr alten, baufälligen Baracke untergebracht werden. Da wir nicht genügend Platz hatten, konnte sich niemand hinlegen. Die kleinen Kinder jammerten, denn die Kälte war sehr groß. Ein eiskalter Wind blies ständig durch die morsche Bretterbude. Wegen der großen Kälte konnte keiner auf der Stelle

stehen. Während der gesamten Nacht liefen die frierenden Menschen auf und ab. Zu essen gab es an diesem Abend nichts. Erst am nächsten Mittag gab es eine fast leere Suppe und ganz wenig Maisbrot. Das Maisbrot war jedoch hart wie Stein, so daß man das Brot vorher einweichen mußte, um es verzehren zu können.

Das Lager lag direkt an der Donau. Auf der gegenüberliegenden Flußseite stand die Festung Peterwardein.

Wir wurden wieder in Viehwagen verladen. Bewaffnete Partisanen begleiteten uns auf der Reise. Niemand wußte, wohin man uns bringen würde. Vor der Abfahrt bekam jede Person ca. 1 kg Maisbrot und eine Konservenbüchse mit Leberwurst. Dazu erhielten wir 15 Dinar, um ein Mittagessen zu bezahlen. Als wir den Erhalt dieser Dinge zwischen 2 bewaffneten Partisanen unterschrieben, verpflichteten wir uns indirekt, für 3 Jahre Zwangsarbeit im Kohlenbergwerk zu leisten.

Gegen Mittag kamen wir in Belgrad an. Als der Zug hielt, sprangen viele Mütter aus den Waggons und suchten nach Steinen, um ihren hungrigen Kindern eine warme Suppe oder einen Maisbrei zu kochen. In Flaschen hatten wir etwas Wasser, und Brennmaterial wurde gesammelt. Das Brennmaterial bestand größtenteils aus Teerpappe, die zwar wenig Wärme, aber dafür mehr Rauch und Teergeruch erzeugte. ... Gegen 22.00 Uhr ging es dann wieder weiter. ... Wir fuhren in Richtung Serbien. ...

Als wir aus dem Waggon aussteigen durften, fragten wir die Leute auf dem Bahnhof, ob sie die Zustände in den Bergwerken kennen würden. ... Wir warteten dann auf den Kohlenzug, der die Kohlen vom Bergwerk zum Bahnhof transportierte. Wir mußten unser Gepäck verladen und dann ging es (weiter in) Richtung Bergwerk. Nach ein paar Kilometern blieb die kleine Lokomotive plötzlich stehen. Jetzt mußten alle Männer und kräftigen Frauen aussteigen und schieben. Nach ein paar Kilometern war es geschafft. Um 11 Uhr kamen wir bei den Verwaltungsgebäuden des Bergwerkes an.

Dort warteten wir bis in die späte Nacht unter freiem Himmel im kalten Regen. Keiner kümmerte sich um uns. Man gab uns keinen Tropfen Wasser und kein Gramm Brot. In der späten Nacht holten uns dann einheimische Bauern ab, die den Auftrag hatten, uns vorübergehend aufzunehmen. ... Wir mußten unser Gepäck bis zu 6 km weit schleppen. Alle waren vom kalten Sprühregen durchnäßt. Als wir bei den Bauern ankamen, wurden uns Räume zugewiesen, die oftmals seit Jahren nicht mehr bewohnt wurden.

Wir konnten uns gegen Mitternacht endlich auf den Steinfußboden legen. Viele Bauern konnten uns nicht mehr bieten, weil sie selbst nicht viel besaßen. Sie hatten trotz der schlimmen Kriegsereignisse Mitleid mit uns. Sie gaben uns zu essen und zu trinken, worüber wir sehr dankbar und froh waren. Von den Behörden kümmerte sich zunächst keiner um uns. Wir erfuhren nur, daß wir uns am nächsten Morgen melden sollten.

Als wir ... bei der Meldestelle ankamen, wurden wir in Reih und Glied aufgestellt und marschierten mit schwerbewaffneten Posten zur nächsten Stadt nach Ub, wo wir untersucht werden sollten.

Die Stadt war über 10 km entfernt. Da es keine Straße gab, ging es über Felder und Wiesen. Die zu großen Schuhe blieben oft im klebrigen Lehm stecken. Gegen Mittag kamen wir in der Stadt an. Die Posten führten uns mit schußbereiten Gewehren durch die Stadt, obwohl die meisten Zwangsarbeiter lauter Kinder waren. Die neugierige Bevölkerung beobachtete dieses Schauspiel.

Der Arzt untersuchte keinen. Er schaute nur in den Mund und in die Augen. Danach marschierten wir wieder zurück. Gegen Abend hatten wir auch den Rückweg geschafft. Auch dieser Tag ging ohne Mahlzeit und Getränke vorbei.

Wir mußten gleich arbeiten. Nur einige wurden über Tage als Arbeiter im Kohlenbunker beschäftigt. Da ich keine Arbeitskleidung besaß, mußte ich mir gegen einen Schuldschein ein

Paar primitive Arbeitsschuhe und einen Arbeitsanzug besorgen. Lebensmittel konnten wir uns nicht kaufen, da wir kein Geld hatten. Unsere Mütter gingen sofort in die umliegenden Dörfer, um bei den Bauern Arbeit zu suchen. Um einige Lebensmittel zu bekommen, wurde jede Arbeit angenommen. Die einheimischen Bauern waren uns sehr geneigt. Sie belohnten unsere Arbeit gerecht und unterstützten uns nach Möglichkeit. ...

Der erste Monatslohn langte kaum, um ein Paar Schuhe und einen Anzug zu bezahlen. ... Erst später konnte man sich genügend Lebensmittel kaufen. ... Der Weg zur Arbeitsstelle war so schwer wie die Arbeit, denn es ging über eine Stunde über Äcker und Wiesen.

Nach der Arbeit mußten wir naß und schmutzig nach Hause gehen, denn im Bergwerk gab es kein Bad und keinen Umkleideraum. Bei Kälte und Sturm zogen wir frierend heimwärts. Wir kamen meistens erst spät am Abend in den Baracken an. Unsere Karbidlampen mußten für die 8 Stunden Arbeit, für den Heimweg und für Wohnungsbeleuchtung reichen. Oft wurden die Lampen vom Sturm ausgeblasen. Unsere Betten bestanden aus aufgestapelten Ziegelsteinen, über die man Bretter und Stroh gelegt hatte. Auf diesen Betten mußten die erschöpften, schwachen Bergmänner versuchen, sich für den nächsten Arbeitstag auszuruhen.

Die Arbeit im Bergwerk war sehr schwer. Das Bergwerk Radljevo besaß keinen Lift zur Beförderung der Bergleute, so daß die Arbeiter eine Leiter hinabsteigen mußten, die über 50 m senkrecht in die Tiefe führte. Nach der Arbeit mußten die ermüdeten Bergleute wieder über 50 m hinaufsteigen. ...

Im Bergwerk wurden wir an den gefährlichsten Stellen eingesetzt und mußten die schwersten Arbeiten ausführen. Man betrachtete uns als Sträflinge, die ihre Zwangsarbeit zu verrichten hatten. Wir mußten auch an Sonn- und Feiertagen arbeiten. Wenn jemand sonntags nicht arbeitete, mußte er sich am Montagmorgen zum Rapport melden. In der ersten Zeit gab es dort "Ohrfeigen nach Noten". ...

Alle, die am Sonntag nicht gekommen waren, mußten sich in Reih und Glied aufstellen. Sie wurden dann einzeln "zur Sau gemacht". Man drohte uns mit dem Rücktransport ins Vernichtungslager, wo wir alle kaputtgehen würden. Wir wurden als "Hitlerbanditen" beschimpft, für die es keinen Platz auf der Welt geben würde. Alle möglichen Strafen wurden uns angedroht, falls wir unsere Pflichten nicht erfüllen würden. Da wir fast noch Kinder waren, hielten wir unsere Arbeitspflicht anschließend immer ein. Wir arbeiteten später am Weihnachtstag, Silvester und an anderen Feiertagen.

... Es wurde uns außerdem verboten, die deutsche Sprache zu sprechen. Wir durften uns keine gegenseitigen Besuche abstatten und man durfte keine Gespräche mit Einheimischen führen. Es wurde uns untersagt, in einen anderen Ort zu fahren, um Lebensmittel zu besorgen. - Wir mußten aber irgendwo einkaufen, denn im Bergwerk konnte man überhaupt nichts kaufen. Wenn unsere Mütter in der Stadt UB einkaufen wollten, wurden sie oft von der Polizei festgenommen und zurückgeschickt. Da die Stadt UB 10 km entfernt war, mußte man für den Hin- und Rückweg von 20 km - über Felder und Wiesen - zu Fuß marschieren und die gekauften Lebensmittel tragen. Diesen bitteren Weg mußten wir mindestens 2mal in der Woche zurücklegen.

Im Bergwerk gab es keinen Arzt, so daß man in die Stadt UB mußte, wenn man krank war. Ohne ärztliches Attest wurde keine Krankheit anerkannt. Für die Fehltage wurden uns sofort die Lebensmittelkarten abgezogen, die doch sowieso nie reichten, um satt zu werden. Manche Kranke, die sich trotz ihrer Krankheit nach UB schleppten, bekamen trotzdem kein Attest, weil der Arzt meinte, daß ein Kranker diesen langen Marsch überhaupt nicht bewältigen könnte. ...

Im Jahre 1949 verlangte der jugoslawische Staat eine sog. "Volksanleihe". Diese wurde nicht nur von Unternehmen, sondern auch von uns verlangt. Man ließ uns alle erscheinen und machte uns klar, daß jeder von uns mindestens einen halben Monatslohn für die Staatsanleihe

geben müßte. Als wir, die wir alle nichts als das nackte Leben hatten, uns weigerten, wurde jeder einzeln zum Direktor ins Büro bestellt und bearbeitet. Es wurde mit der Rückführung ins Hungerlager gedroht und mit verschärften Haftbedingungen.

Der größte Teil hat schließlich dieser Anleihe trotz der großen Not zugestimmt. Nur 5 bis 7 Mann lehnten es weiterhin ab, diese Volksanleihe zu leisten. Wir, die diese Anleihe verweigerten, wurden in der Öffentlichkeit als Saboteure hingestellt und mit Erschießung bedroht. Die Anleihe wurde uns trotzdem vom Lohn abgezogen. Kurze Zeit später wurden wir in das berühmte Kohlenbergwerk von Senjski Rudnik (Ravna Reka) versetzt. ...

Die Arbeit im Kohlenbergwerk von Ravna Reka war wegen der großen Einsturzgefahr sehr gefährlich und ungesund. An manchen Stellen brannten die Stollen, so daß wir unter Hitze, Rauch und Gasen litten. ... Wir verdienten dort aber viel Geld. Damit konnten wir uns einigermaßen ankleiden und besser leben. Wir erhielten Lebensmittelkarten, konnten uns bei den Bergbauern aber zusätzliche Lebensmittel kaufen. Bei diesen Bauern, die vom Tito-Regime unterdrückt wurden, waren wir gerne gesehen. ...

Wenn unsere Landsleute erkrankten und vom Arzt nicht krankgeschrieben wurden, bekamen sie für die fehlenden Tage keine Lebensmittelzuteilungen. ... Kleidung gab es nach einem Punktesystem. Im Schwarzhandel waren Kleidungsstücke sehr teuer.

Der 3jährige Zwangsarbeitsvertrag, den wir in Radljevo unterschrieben hatten, war im gesamten Jugoslawien gültig. Aus diesem Vertrag wurde man nur entlassen, wenn man 3 Monate vor Vertragsende kündigte. Wenn man diesen Kündigungstermin verpaßte oder noch keine andere Arbeit gefunden hatte, wurde der Arbeitsvertrag automatisch für weitere 3 Jahre verlängert. Viele mußten weiterhin im Bergwerk arbeiten, weil sie ihren Arbeitsvertrag nicht fristgemäß kündigten. ... Ohne Arbeitsbuch konnte man im ganzen Land keine Arbeit kriegen.

...

Einige Arbeiter erhielten trotz Ablauf der Arbeitsverträge keine Arbeitspapiere, da man die Arbeiter unbedingt in der Kohlengrube benötigen würde. ... Ein Arbeiter, der darauf flüchtete, wurde nach 8 bis 10 Tagen von der Polizei festgenommen, verprügelt und in das Bergwerk zurückgebracht. ...

Im Frühjahr bekam meine Mutter die Nachricht über den Tod ihres Sohnes Josef. Die jugoslawische Militärbehörde aus Laibach telegrafierte, daß man den Toten zur Mutter überführen würde. Die Mutter und Geschwister waren 4 Tage und 4 Nächte auf dem Bahnhof und warteten auf den Sarg. Am 4. Tag sahen sie ein, daß man sie betrogen hatte, und wollten selbst nach Laibach fahren, um den Toten abzuholen. Polizisten verhinderten jedoch, daß wir Fahrkarten lösen konnten. ... Am 5. Tag wurde mitgeteilt, daß man den Leichnam bereits 2 Tage nach dem Tode beerdigt hätte. ... Die Todesursache wurde nie geklärt.

Trotz meiner schriftlichen Kündigung mußte ich weiterhin im Bergwerk arbeiten. Im März 1952 erkrankte ich schwer und dachte, daß ich durch und durch lungenkrank wäre. Da ich trotz meiner Krankheit weiterhin arbeiten mußte, nahm ich unter großen Schwierigkeiten meinen Jahresurlaub und reiste sofort in meine alte Heimat ins Banat. Bei einem Privatarzt, der noch nie einen Bergmann in seiner Praxis untersucht hatte, wurde ich genau geröntgt. Es stellt sich heraus, daß mein Blut voller giftiger Gase (Dioxyd und Monoxyd) war. Der Arzt forderte mich auf, diese Arbeit im Bergwerk sofort zu beenden. ...

Ich fand Arbeit in meinem Geburtsort Karlsdorf. ... Seit dem 1.5.1952 war ich in einem landwirtschaftlichen Großbetrieb beschäftigt. Die Arbeit in der Landwirtschaft war sehr schwer und dauerte täglich 10-14 Stunden. Der Verdienst war nur sehr gering. Er betrug monatlich 3.000-3.500 Dinar. Für einen Meter besseren Anzugstoff und für den Schneiderlohn bezahlte man damals bereits jeweils 3.000 Dinar. Das Leben war für alle sehr hart. ...

Das Verhältnis zwischen den Deutschen und den Kolonisten war nicht einfach. Wir arbeiteten Tag für Tag mit ihnen zusammen. Fast täglich gab es Streitigkeiten und politische Auseinan-

dersetzen. Im Jahre 1952 durften wir noch keine deutschen Volkslieder singen. Vielerorts war es noch üblich, Deutsche aus öffentlichen Gaststätten zu werfen. Die Deutschen mußten ferner bei der jugoslawischen Geheimpolizei OZNA erscheinen und wurden oft stundenlang in den Kellern der Gefängnisse verhört.

Wir wohnten bei einem Kolonisten zur Miete. Wir wohnten in der Nähe unseres ehemaligen Elternhauses, so daß wir regelmäßig an dem Haus unserer Eltern vorbeigehen mußten und ständig an die Vergangenheit erinnert wurden. Es war für uns ein unbeschreiblicher Schmerz, denn in unserem Haus lebten nun Kolonisten aus Bosnien. Wir besorgten uns später eine andere Wohnung, die wir nach monatelanger Arbeit in einem ehemaligen Kuhstall errichteten.

Am 23. September 1952 wurde ich nach all den schweren Schicksalsschlägen meiner Kindheit zur Jugoslawischen Volksarmee eingezogen. ... Wir kamen in den Süden Makedoniens ins Gebirge. In den Nächten war es dort sehr kalt und am Tage war es sehr heiß. Man brachte uns in Holzbaracken unter. Am ersten Tag wurden uns die Haare am Kopf und am Geschlechtsteil rasiert. Das Essen war sehr schlecht. Wir hungerten in unserem Lager wie in den Jahren 1945-1948. ...

Nach 2 Monaten wurde ich in die Nähe von Skoplje versetzt. Dort behandelte man uns wieder normal und anständig. Die Zeit des Hungers und der Schikanen war vorbei. Während meiner Armeezeit schrieb ich mehrmals an verschiedene Ministerien, daß ich schon lange kein jugoslawischer Staatsbürger mehr sei und die Löschung meiner Staatsbürgerschaft in Belgrad liegen müßte. Es war aber alles umsonst. Meine Beschwerden blieben unbeantwortet. ...

Am 14. April 1953 wurde ich aus der Armee entlassen. Als ich nach Hause kam, war bereits alles gepackt. Am nächsten Abend reisten wir schon ab und trafen am Abend des 16. April im Grenzdurchgangslager Piding ein. Unsere Freude war sehr groß, denn in den zurückliegenden 8 ½ Jahren von Oktober 1944 bis April 1953 hatten wir bittere Zeiten überstehen müssen.

Es ist sehr wichtig, daß unsere nachfolgende Generation über diese Zeit der Verschleppung, Internierung und der Zwangsarbeit informiert wird.<<

Verhältnisse in den Lagern Karlsdorf und Rudolfsgnad im Februar 1948, Zwangsarbeit in der Baranja von 1948 bis 1951, Lebensverhältnisse im Banat von 1952 bis 1953

Erlebnisbericht der Wilhelmine K. aus Werschetz im Banat in Jugoslawien (x006/605-608):

>>Am 1.2.48 wurden wir aus dem Zwangslager entlassen. Der Oberkommandant des Lagers Neusatz, Vid Dodig, hielt sogar eine Ansprache. Dann begann für mich und viele andere Lagerinsassen eine 3jährige Internierung mit Pflichtarbeit. Ich wurde mit einem großen Transport in einem Viehwaggon nach dem Staatsgut Belje gebracht. ... Dort bekam ich Arbeit in einer großen Gemüsegärtnerei.

Vor unserer Entlassung aus dem Vernichtungslager Rudolfsgnad mußten wir alle antreten. Der Kommandant hielt eine Ansprache. Er sagte, daß alle Deutschen in die Freiheit entlassen werden. Die Deutschen könnten sich jetzt viel Geld verdienen. Wer Verwandte im Ausland hätte, könnte nach Deutschland, Österreich oder nach Amerika auswandern. - Wir glaubten es nicht.

Am 21. Februar 1948 mußten wir in der Früh um 7 Uhr am Bahnhof sein. Es herrschte eine grimmige Kälte. Wir fuhren erst um 17 Uhr ab. Niemand wußte, wohin die Fahrt ging. Man hatte uns in Viehwaggons zusammengepfercht. Für die Reise gab es für je 4 Personen 1 kg Maisbrot, das hart wie Stein war. ...

Am 22. kamen wir in Beli Manastir an. Als der Zug hielt, bekam jede Person einen Schein: "3 Jahre Arbeitsverpflichtung auf dem Staatsgut Belje". Wir waren sehr enttäuscht, denn man hatte uns doch die Freiheit zugesagt.

Wir wurden auf dem Staatsgut verteilt. 300 Deutsche kamen nach Knezevo. Mein Kind und ich sowie 4 Frauen mit ihren Kindern mußten in einem Ochsenstall übernachten, wo 8 Ochsen

angebunden waren. Andere übernachteten im Pferdestall oder in Baracken. Nach 8 Tagen kamen wir auch in den Pferdestall, wo etwa 50 Personen untergebracht wurden. Dort lagen wir auf Brettern und Stroh. Nach einem Jahr durften wir mit 120 Personen in einen Raum umziehen, in dem man vorher Getreide und Hopfen gelagert hatte. ...

Wir mußten täglich Feldarbeit verrichten. ... Ohne Erlaubnis oder Genehmigung der Abteilung für innere Sicherheit konnte man vor Ablauf von 3 Jahren nicht in die Heimatdörfer zurück. Wir durften uns nur auf dem Staatsgut frei bewegen. ... Für unsere Arbeit erhielten wir nur eine geringe Bezahlung. ...

Im Jahre 1952 erhielten wir einzelne Wohnungen. Eine Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland war unmöglich, da es weder Beziehungen noch Kontakte zu irgendeiner deutschen Dienststelle gab. Unsere Post und jede Bewegung auf dem Staatsgut wurden streng bewacht. ... Erst später konnten wir Verbindungen mit der Deutschen Botschaft in Belgrad und dem Deutschen Roten Kreuz aufnehmen.

Am 20. November 1948 kam ich mit meinen Kindern in das Dorf Ceminac (Laskafeld). ... Der Chef der staatlichen Firma sagte zu mir in deutscher Sprache, daß ich hier genauso interniert wäre wie die anderen, welche auf den Staatsgütern geblieben wären. Er untersagte mir außerdem, im Büro deutsch zu sprechen, ohne seine Erlaubnis das Dorf zu verlassen oder Fluchtversuche zu unternehmen. Er gab mir ein deutsch-kroatisches Wörterbuch, denn ich mußte kroatisch lernen, versprach mir aber, daß ich nur einige Monate bleiben mußte. Als ich ihm später sagte, daß ich in meine Heimat zurück wollte, antwortete er: "Nein, Sie bleiben bis zum Ablauf der 3jährigen Internierung hier. Danach können Sie gehen, wohin Sie wollen."

Ich bin dann nach Ablauf der 3jährigen Internierung am 1.3.51 nach Werschetz (in meinen Heimatort) übersiedelt. ... Dort wurde ich vorübergehend von einer Ungarin aufgenommen. ... Ich lief 8 Tage in der Stadt herum, um Arbeit und Wohnung zu suchen. (Es war jedoch alles) umsonst. Im Wohnungsamt sagte man mir, sie hätten keine Wohnung für mich, ich sollte dorthin gehen, wo ich hergekommen wäre. Ich ging dann zur Kirche, um zu beten.

Danach kam mir der Gedanke, nach Hause zu gehen. Meine Kinder sagten: "Gehe nicht hin, du kennst die Leute (doch überhaupt) nicht". ... Ich hatte Glück, die Familie, die ich in unserem Haus antraf, waren intelligente Serben (denn meistens war nur der Pöbel für den Kommunismus). Die Leute waren sehr freundlich. Ich wurde von ihnen zum Essen eingeladen. Dann vermittelten sie mir sogar eine Wohnung und Arbeit ...

... Mein armer (Sohn) Hans ist ganz ohne Schule geblieben ... Ich habe ihn in Werschetz zu einem rumänischen Professor geschickt, um deutsch zu lernen. Er konnte jedoch nur kurze Zeit am Unterricht teilnehmen, weil ich die Stunden nicht bezahlen konnte ... Am 22.06.53 habe ich mit meinen Kindern die Reise nach Deutschland angetreten. Es war viel zu spät für meine Kinder. Ich konnte Jugoslawien aber nicht früher verlassen. Es war nicht möglich, denn ich hatte große Schwierigkeiten mit den Ausreisepapieren und besaß auch kein Geld für die Ausreise.<<

Verhältnisse in den "Altersheimen" Karlsdorf und Zitiste bzw. St. Georgen an der Bega von Mai 1948 bis April 1949, Lebensverhältnisse der Deutschen in Betschkerek und Neusatz von 1949 bis 1952

Erlebnisbericht des Pfarrers Kornelius W. aus Neu-Schowe in der Batschka, Jugoslawien (x006/608-616): >>Wir Pfarrer (kamen) am 11. Mai 1948 nach Karlsdorf. Wir trafen dort ungefähr 600-700 alte, ausgemergelte deutsche Menschen (vormalige Lagerinsassen) an. Diese waren in einem Magazin des früheren deutschen Fliegerhorstes untergebracht. Dieses Magazin hatte selbstverständlich keine richtigen Fenster und keine Zimmerdecke. Es war als Altenheim völlig ungeeignet.

Und doch war hier - im Vergleich zum früheren Lagerleben - ein großer Fortschritt zu ver-

zeichnen. Fast jedes Menschenkind hatte seine eigene Bettstelle. War auch so manches Bett recht primitiv - man konnte doch sagen: "Es ist mein Bett!" Als wir Pfarrer dort die "Führung" übernahmen, lagen anfangs noch ca. 100-150 Leute auf "Pritschen", aber wir setzten durch, daß auch diese im Verlauf von wenigen Wochen ihre Bettstellen erhielten. ...

In diesem "Altersheim" in Karlsdorf war ich nun der "Brigadier" und hatte für jeden Tag die Arbeit einzuteilen. In den Sommermonaten war um 6 Uhr "Tagwache". Im Herbst gab man mir eine Stunde, später 2 Stunden hinzu. Ich ging durch das ganze "Heim" und sagte es den alten Leutchen, daß es Zeit wäre, wieder mal aufzustehen und ans Tagewerk zu gehen! Nun, welche Arbeiten hatten diese alten Leute zu verrichten? Erstens mußten täglich einige Dutzend Frauen in die Bezirksgärtnerei zur Arbeit gehen. Als Entgelt für die dort geleistete Arbeit erhielt das Altersheim dann allerhand Gemüse zum Kochen. So wurde unser "Speisezettel" bereichert.

... Wir hatten eine hauptamtlich angestellte, bezahlte Köchin, und ungefähr ein Dutzend unserer alten Frauen halfen "ehrenamtlich" in der Küche mit. Vor der Arbeitsaufnahme war das Frühstück. Jeder Heiminsasse erhielt ca. 3 dl (Deziliter) Milch und ein Stückchen Brot. Die Milch wurde aus amerikanischem Milchpulver zubereitet, zeitweise erhielten wir sogar Kuhmilch. Mittags und abends gab es gewöhnlich eine Gemüsesuppe. Im Anschluß an das Mittagessen ... erhielten die Lagerinsassen Brot. Fleisch bekam unsere Küche in Karlsdorf höchst selten zugeteilt, aber dafür erhielten wir recht oft die Eingeweide der in der früheren ... Salamifabrik verarbeiteten Schweine.

An solchen Tagen roch unsere ganze Anlage nach (einem) Schweinestall. Für mich und so manch anderen bedeuteten die "Fleischtage" - Fastentage. Wir vermochten es auch beim besten Willen nicht, diese "stinkende Brühe mit Einlage" zu verzehren.

Viele unserer Frauen und auch einige Männer mußten in unserem Garten arbeiten. Wir hatten ca. 5-6 Joch Garten. (Es gab) also Arbeit genug. Und dann war noch eine Riesenarbeit zu bewältigen. Vom Kriege her war unsere Baracke noch mit mächtigen Erdwällen umgeben. Nun lautete der Befehl, diese Erdwälle müssen verschwinden! Wir erhielten 50-60 Stück Körbe, und dann mußten die Männer die Wälle abgraben, und die Frauen trugen die Erde mit ihren Körben auseinander. Es war oft ein schwieriges Kapitel, irgendwelche Männer zum Graben zu finden. –

Ja, und wenn man sie endlich hatte, so hieß es aufpassen, daß sie nicht wieder verschwanden; denn waren sie erst fort und in der mächtigen Baracke "untergetaucht", dann bekam man die "Arbeitskolonne" für diesen Tag nicht mehr zusammen. Oft mußte ich mich heiser schreien, daß nur halbwegs etwas gemacht wurde. Meine lieben Alten sagten schließlich halb scherzend und halb ernst zu mir: "Herr Pfarrer, sie sollten ... Schreimann heißen!" Ja, in diesem Altersheim wurde einem so allerhand zugemutet. Die meisten Frauen ließen sich oft nur ein oder zwei Spatenstiche Erde ins Körbchen geben und trotteten damit los; und trotzdem wurden in monatelanger Arbeit diese Erdwälle abgetragen. Und dort, wo einst Erdwälle waren, legte man hernach auch einen Garten an.

In Karlsdorf hatten wir auch ein "Duschbad". Das war ganz primitiv zusammengestückelt (aus alten Karbid-, Ölkannen- und Gießkannenköpfen), aber wir waren doch dankbar, daß wir es hatten. So konnten wir uns doch dann und wann einmal gründlich reinigen; und der Erfolg war, daß es uns gelang, endlich des Ungeziefers Herr zu werden; ja in den letzten Monaten hatten wir Wanzen und Läuse völlig "ausgerottet", ja selbst Flöhe hatten in "unserem Heim" zuletzt schon "Seltenheitswert".

Unserem "Schuster-Direktor", Herrn L. Bulatovic, arbeiteten wir immer zu wenig. Bulatovic war früher als Schuhmacher in der Irrenanstalt in Kubin beschäftigt; nach der Errichtung des Internierungslagers für Deutsche in Karlsdorf wurde er dort Lagerkommandant, später Direktor des Altersheimes. Er war ewig unzufrieden, und ich mußte so manches "Donnerwetter"

über mich ergehen lassen. Zum Glück verstand ich nicht alles, da meine serbischen Kenntnisse recht mangelhaft waren. Wir ließen den "Allgewaltigen" reden und toben und störten uns nicht viel daran. Wir fühlten uns hier schon als - wenigstens halbwegs - freie Menschen.

In Karlsdorf erhielten wir den Auftrag, aus einer kleinen Baracke ein Krankenhaus herzustellen. Es war eine schwere Arbeit. Wir mußten Zimmerdecken einziehen und auch die Wände wohngerecht herrichten. Unter der Last dieser harten Arbeit haben unsere wenigen, noch halbwegs einsatzfähigen Männer oft geseufzt oder auch auf mich geschimpft. Aber der "Schuster-Direktor" ließ nicht locker.

Und schließlich hatten wir auch das geschafft. In 10 kleinen Räumen waren fast 60 Betten aufgestellt, die in Kürze von unseren kränklichen Alten belegt waren. Oft waren für ein "bald frei werdendes Bett" schon 3-4 Kranke vorgemerkt! Wir hatten auch eine Ambulanz und einen Apothekenraum eingerichtet. In der Apotheke hatten wir schon wesentlich mehr Arzneien als seinerzeit in den Handapotheken der Lager. Schwester "Frieda" sorgte dafür, daß die Kranken regelmäßig ihre Pillen und Spritzen bekamen.

Auch den Hof zwischen den einzelnen Baracken hatten wir mit mächtigen Steinen auszulegen. Diese Pflasterarbeiten währten auch geraume Wochen hindurch. Eine Arbeit muß ich hier noch erwähnen, die unseren Leuten Freude bereitete: das Abreißen des Stacheldrahtes! In den ersten Nachkriegsjahren war hier in Karlsdorf ein Kriegsgefangenenlager bzw. ein Offizierslager. Hauptsächlich höhere deutsche Offiziere wurden hier festgehalten. Das ganze Lager war mit einem 3 m hohen Stacheldraht umgeben. Diesen Stacheldraht "durften" wir nun umlegen. Das bereitete Freude, obwohl es oft eine mißliche Arbeit war. Als wir sie getan hatten, fühlten wir uns als "Freie". Erstmals lebten wir wieder "frei", ohne Stacheldraht!

Aber unseren Alten war es trotzdem nicht gestattet, so ohne weiteres in die Gemeinde zu gehen. Wir hatten 2 Torwächter, 2 alte Pfarrherren versahen dieses Amt. Die durften nur die Arbeitskolonnen und solche "Einzelgänger" hinauslassen, die einen Erlaubnisschein hatten. Zuerst mußten die "Passierscheine" noch die Unterschrift des Direktors tragen und regelrecht in der Kanzlei ausgestellt werden.

Später genügte ein einfaches Stück Papier, und sogar meine Unterschrift genügte. Ja, in den letzten Tagen meines Aufenthaltes hatten wir es schon so weit gebracht, daß ich mich z.B. an Markttagen ans Tor stellte und die alten Leutchen hinausließ. ... Wir hatten da einen Alten, der eigentlich körperlich "noch gut beisammen" war. Dieser Alte war aber nie und nimmer geneigt, innerhalb des Hauses etwas zu tun. Von ihm verlautete, er mache draußen in der Gemeinde seine "schwarzen Geschäfte". Welcher Art die Geschäfte waren, wußte man nicht. Mit diesem Alten hatte ich dann oft meine liebe Not. Bulatovic hatte befohlen: "Dieser renitente Alte darf nicht hinaus!"

Auch die arbeitsfreudigen Heiminsassen sahen es nicht gern, wenn ich diesen Alten hinausließ, aber dieser alte Mann war ja kaum zurückzuhalten. Immer wieder "entwischte" er uns; und ich erhielt hernach meinen "Ausputzer", besonders dann, wenn ihn der Allgewaltige auf dem Markt oder sonstwo sah. - Es war beim besten Willen, hier oft recht schwer, recht zu tun.

...

Meine Versetzung nach Zitiste (St. Georgen an der Bega) - Anfang Oktober 1948 - nahm ich mit recht gemischten Gefühlen auf. Hier in Karlsdorf war man schon eingelebt; hier wußte man, was man hatte. Zitiste aber stand dunkel vor uns. Außer mir wurde noch ein junger katholischer Priester, Stefan Sch., mit ungefähr 50-60 alten Leuten nach Zitiste geschickt. Wir sollten in Zitiste ein neues "Altenheim" aufbauen.

Als wir dort ankamen, wurden wir vom dortigen Direktor mit einer recht scharfen Rede in Empfang genommen. Er sagte unter anderem, daß niemand das Lager verlassen dürfe. Alle unsere Klamotten mußten wir in die Magazine geben. Nur das Allernotwendigste durfte mit in die Zimmer genommen werden. Nur, wer je im Lager war, weiß, was dem armen Gefangenen

seine kleine Habe bedeutet. Man klebt daran, es ist das "ein und alles"! Wir konnten und wollten uns daher nicht von unseren Habseligkeiten trennen. Aber wohin damit?

Unter die Betten sollte nichts getan werden, und sonst durfte in den Zimmern auch nichts herumliegen. Schließlich einigten wir uns dahin, daß wir unsere Klamotten aufteilten und jeder einen Teil ins Magazin abführte. Ich erhielt die Schlüssel zum Magazin und war verantwortlich dafür, daß dort alles ordentlich aufbewahrt wurde. Dort waren aber recht viele Ratten; die gingen alsbald ans Werk und zerfraßen dies und das. Unsere Leute wurden unzufrieden. Einer nach dem anderen trat mit der Bitte an mich heran, er möchte doch verschiedene Sache aus dem Magazin herausholen. Und das Ende der Geschichte war, daß wir hernach doch fast all unsere Habe in unseren Zimmern hatten. Nur einige Lumpen blieben in Gewahrsam. ...

Mein Kollege Pfarrer Sch. und ich hatten gleich am zweiten Tag unseres Aufenthaltes in Zitiste ein Zimmer für uns allein bekommen, und so bestand dann für uns keinerlei Verbot mehr. Wir nahmen all unsere Sachen aus dem Magazin zu uns, und Vlado, der Herr Direktor, sagte kein Wort. Zu uns war Vlado immer gut; abends lud er uns zu sich ein. Dann hörten wir Radio - alle möglichen Sender -; so waren wir denn hinfort über die Geschehnisse in der "großen Welt" bestens unterrichtet. Vlado, ein Dalmatiner, machte auch des öfteren eine dalmatinische Nationalspeise und bewirtete uns. Wenn wir Pakete erhielten, so revanchierten wir uns bei Vlado und luden ihn zu uns ein. Und Vlado kam! Später verging kein Tag, an welchem Vlado nicht zu uns gekommen wäre.

Wir hatten auch hier in Zitiste unsere eigene Heimküche. Hier waren lauter bezahlte Kräfte tätig: eine Köchin und 2 Gehilfinnen. Unsere alten Frauen halfen aber auch sehr oft mit, damit alles reibungslos ging. Jeden Morgen gingen wir mit Vlado in das Lebensmittelmagazin, dann faßten wir die Lebensmittel für den ganzen Tag, manchmal auch gleich für 2 Tage auf einmal. Das Brot wurde mittags von einem Bäcker gebracht, es war ein Mischbrot aus Weizen und Maismehl, aber meistens (war das Brot) gut. Überhaupt konnte man die Verpflegung in Zitiste "aufs ganze gesehen" gut nennen.

In Zitiste hatten unsere lieben Alten wenig oder nichts zu tun. Von Zeit zu Zeit hieß es, den großen Hof in Ordnung zu bringen; dann mußten wir die frühere Lagerbäckerei in Ordnung bringen und uns einige Wochen hindurch das Brot selber backen. Aber Vlado kam bald wieder davon ab, und so konnten denn unsere Alten ein stilles, geruhames Leben führen. Für uns (Pfarrer) gab es ebenfalls nicht viel zu tun. Ich ging täglich 2mal zur Post. Die amtliche Post wurde in der Kanzlei abgegeben, die private Post wurde gleich im Heim ausgeteilt. In den ersten Tagen zensurierte (prüfte) Vlado unsere Post, hernach kümmerte er sich nicht mehr darum. Unsere Alten durften auch in das Dorf gehen; nur das Betteln war "wegen des guten Rufes unseres Heimes" strengstens untersagt.

Über ein Ding ärgerte sich Vlado oft. Jede alte Frau hatte unter ihrem Bett eine größere oder kleinere Dose für die "kleine Not". Diese Dosen verbreiteten in den Zimmern recht oft nicht gerade "gute Luft". Vlado ... sagte des öfteren, bei ihnen in Dalmatien habe man das Klo nicht in der Stube.

Zitiste lag an der Bega und war durch eine Schmalspurbahn mit der übrigen Welt verbunden. Die kleine Lokomotive nannten sie "Ciro". Oft gingen S. und ich zum Bahnhof und schauten uns die "majestätische Anfahrt" des "Ciro" an. Das war für uns in Zitiste: das Erlebnis! Täglich kam und ging ein Zug. - Unser Altenheim war in einem früheren Schloß. Hier war aber schon vorher Jahre hindurch ein Lager, und so hatten denn diese Gebäude arg gelitten. Auch der einst herrschaftliche Park sah recht verwahrlost aus, aber trotzdem "lustwandelte" ich oft und gern darin.

Wir verbrachten in Zitiste den Winter 1948/49. Es wurde täglich eine Holzration zugeteilt, d.h. ich nahm die Verteilung vor. Für jedes Zimmer war die Ration je nach Raumgröße bestimmt. Es war genau vorgeschrieben wieviel kg Holz eine Person zu bekommen hatte. Nun

war das oft bitter wenig. (Direktor) Vlado verheizte viel, und auch in unseren Kanzleien - auch in der Küche - wurde nicht gespart. Die alten Leute beklagten sich und verlangten mehr Holz, und so gab ich denn oftmals noch weiteres Holz aus. Das hatte zur Folge, daß unser Holzvorrat frühzeitig zusammenschumpfte.

Mein Kollege Pfarrer Schwarz und ich wußten uns aber zu helfen. Auf dem Speicher "unseres Schlosses" waren Hunderte von Betten aufgestapelt, die man den Schwaben abgenommen hatte. Wir holten uns nun heimlich diese Betten herunter, zerkleinerten sie mit einem Beil und verheizten das "so gewonnene" Holz. Oft waren wir gerade bei unserer "Holzarbeit", wenn Vlado kam, um uns zu besuchen. Hinfort mußte einer von uns immer aufpassen, denn diesen "Raubbau von Möbelhölzern" hätte auch der "gute Vlado" sicherlich nicht gutgeheißen! –

Es stellte sich auch alsbald heraus, daß man diese Betten gut gebrauchen sollte. Noch während unseres dortigen Aufenthaltes wurde ein Trakt des Schlosses renoviert und dort ein Schülerinternat eingerichtet. Die Bettenteile wurden heruntergeholt, um sie hernach zusammensetzen. Da fehlte dann so manches Kopf- und Seitenteil. Unser Ofen hätte davon erzählen können, aber der schwieg; na, und wir schwiegen selbstverständlich auch "fein still" und verrieten unsere "Untat" bzw. unseren Selbsterhaltungstrieb nicht.

Während unseres Aufenthaltes in Zitiste wurden wir aufgefordert, eine Eingabe um Rückerstattung der Staatsbürgerschaft zu machen, besser gesagt wurden diese Gesuche "von Amts wegen" gemacht. Nur eine Familie, die früher in Rumänien beheimatet war und wieder dahin zurückgehen wollte, brauchte kein Gesuch einzureichen. An eine Verweigerung der Unterschrift unter dieses Gesuch war gar nicht zu denken. Mann wurde dann gleich als Staatsfeind betrachtet und mit Gefängnis bedroht. Ich nahm mir zunächst vor, die Annahme der jugoslawischen Staatsbürgerschaft abzulehnen, um nach Deutschland abgeschoben zu werden. Von befreundeter Seite ließ man mich aber wissen, daß eine Ablehnung allerhand schlimme Folgen nach sich ziehen würde. - Und so unterschrieb ich denn auch. ...

Am 2. Weihnachtstag 1948 kam eine Inspektion aus dem Fürsorgeministerium unter der Führung einer Jüdin aus Neusatz. Ich kam eben mit Titus aus unserem Zimmer, um in die Kanzlei zu gehen, als die Inspektionsgruppe bei uns vorüber wollte. Als diese Frau uns bemerkte, sagte sie zum Direktor Bulatovic; "Ja, was wollen diese jungen Leute hier? Bulatovic antwortete: "Wissen sie, Genossin, das sind Popovi, und die UDBA hat es so beschlossen, daß diese hier sind!" - Mir ist von einer solchen Verordnung nichts bekannt, und ich werde so junge Leute nicht füttern", meinte der Gast. "Wenn ich nach Beograd komme, wird dieser Unordnung ein Ende gemacht werden!" Sie können sich vorstellen, wie wir ... damals schimpften. Man hielt uns hier also seit Mai fest, ohne daß man in Beograd etwas davon wußte! ...

Als wir Geistlichen am 11. Mai 1948 aus Neusatz nach Karlsdorf ins Altersheim und später nach Zitiste eingeliefert wurden, wurde uns gesagt, daß die übrigen Insassen "Schützlinge" des Altersheimes wären, wir Geistliche aber weiter als "Lagerleute" geführt würden und für uns also das "Lagergesetz" maßgebend wäre. Damit wurde auch das Verbot begründet, daß wir nicht in die Kirche gehen durften. Wir meinten, daß die höchste Behörde so entschieden hatte, und fügten uns. ...

Im Januar kam aus der Inneren Staatsabteilung Neusatz die Verordnung, von allen (inhaftierten) Geistlichen ausführliche Daten einzusenden. Dann war es bis Mitte April wieder still.

Meine Frau stellte nach ihrer Lagerentlassung ein Gesuch nach dem anderen, um mich freizubekommen. Aber alles Bitten und Betteln half nicht. Der allgewaltige Mann - Vid Dodig -, der über alle Lager zu sagen hatte, hatte für alles nur ein "Njet". Erst im März 1949 kam die Wende. Meine Frau wurde zum Geheimdienst befohlen. Dort wurde ihr gesagt, daß ihr Mann entlassen werden könne, er müsse sich aber an Titos Fünfjahresplan beteiligen. Auch mich beorderte man nach Betschkerek zum dortigen Geheimdienst und bearbeitete mich. Schließlich wurde ich mürbe und sagte zu. Am 21. März 1949 wurde ich dann entlassen.

Eines Nachmittags war ich allein in der Kanzlei, als das Telefon läutete. Als ich mich meldete, hörte ich: "Hier ist der Chef der Inneren Staatsabteilung A. "Wo ist Bulatovic (der Heimleiter)?!" Ich antwortete: "In Beograd, er kommt heute abend zurück!" Er sagte dann: "Sage ihm, daß ich den Auftrag habe, Euch Popovi (Pfarrer) sofort freizulassen. Ihr könnt also gehen, wohin Ihr wollt!" - Das war eine Neuigkeit! -

Als dann der Heimleiter kam, berichtete ich ihm alles. Er machte ein sehr ernstes Gesicht und sagte: "Das hast Du falsch gehört. Ich habe andere Richtlinien." Dann ging er in die Kanzlei und machte die Tür zu. ... Als er später wieder herauskam, sagte er lächelnd: "So geht das nicht, wie Du es Dir vorgestellt hast. Ihr werdet erst dann frei sein, wenn Ihr einen Arbeitsvertrag mit einem Staatsunternehmen abgeschlossen habt. Priester könnt Ihr keinesfalls mehr sein!" - Wir müßten uns also zu einer Kanzleiarbeit verpflichten.

Bulatovic sprach auch gleich mit dem Direktor der neugegründeten Dorfgemeinschaft in Karlsdorf, der mich und Titus bereits am anderen Tag abholen wollte. Da ich aber Bescheid wußte, ließ ich mich nicht so leicht kleinkriegen. ... "Gut", sagte ich, "aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß wir beide eine Universitätsbildung haben und Sie uns tarifmäßig auch in diesem Sinne bezahlen müssen." -

Die Zahlung war damals merkwürdigerweise nicht nach Arbeit, sondern nach Qualifikationen bestimmt. Und diesen Umstand wollte ich mir zunutze machen, was mir auch vollkommen gelang. - "Was", staunte der Direktor, "Ihr habt eine Universität besucht?!" "Selbstverständlich!", meinte ich. "Ja, soviel kann ich Euch nicht zahlen. Da muß ich mich schon um andere Arbeitskräfte bemühen." ...

Zum Glück war auch Bulatovic zu dumm, um mein Manöver zu durchschauen. Er hätte mich nämlich ruhig als gewöhnlichen Kanzleimitarbeiter anstellen können, und ich wäre machtlos gewesen; mein Diplom hätte man im Ministerium einfach nicht anerkannt - was ich ja wußte. Ich hatte diesen Versuch trotzdem gewagt und er gelang.

Drei Tage später gingen Titus und ich ... zum Chef, wo mir mein zweites Manöver gelang. Ich sagte ihm, ich hätte einen Bruder in Werschetz, und ich möchte dort bei ihm wohnen, und in Werschetz werde ich mir auch eine Arbeit suchen. Dabei hütete ich mich zu sagen, daß mein Bruder Stadtpfarrer war, und ich unter "Arbeit" Seelsorge meinte. Der Chef ging darauf ein, und so bekam ich am 29. April 1949 meine Kennkarte.

In Neusatz, wo meine Frau und Tochter im dortigen Krankenhaus arbeiteten, mußte ich mich bei Herrn Dodig melden. Er sagte mir in Gegenwart meiner Frau: "Wir haben dich freigelassen, aber du darfst nicht wieder zurück in deinen Pfarrberuf. Ja nicht einmal in die Nähe von Pfarrer und Kirche sollst du gehen. Du hast dich einzuordnen in unsere Arbeit." Er fügte dann noch hinzu: ... "Ich weiß alles. Und was ich nicht weiß, das wissen meine Leute. Du wirst beobachtet." ...

Ich dachte mir: der wackere Schabe fürchtet sich nicht - aber ich mußte tatsächlich die Erfahrung machen, daß ich beobachtet wurde. Dodig war über uns stets gut unterrichtet. - Aber auch dieser "große Mann" ging elend zugrunde. Er starb im Neusatz Krankenhaus an Mastdarmkrebs. Kurz vor seinem Tode trafen meine Frau und ich mit Dodig im Hofe des Krankenhauses zusammen. Dodig begrüßte uns "leutselig" und meinte spöttisch: "Seht Ihr, Gott bestraft mich, weil ich Euch schlecht behandelt habe!"

Er meinte dann noch: "Jetzt geht's Euch gut und mir schlecht." - Dodig hatte auch für mich im Neusatz Krankenhaus eine Arbeitsstelle beschafft. Dort arbeitete ich zur vollsten Zufriedenheit meiner Vorgesetzten. Ja, ich erhielt für meine geleistete Arbeit sogar eine "schriftliche Belobigung". Doch kurz nach dieser "Ehrung", nachdem ich in der Rechnungsabteilung die Arbeit von mehreren Jahren aufgearbeitet hatte, wurde ich sang- und klanglos entlassen und auf die Straße gesetzt. Dies geschah am 1. Mai 1951.

Zur damaligen Zeit hatte ich bereits mein Gesuch um Entlassung aus dem jugoslawischen

Staatsverband eingereicht, um nach Deutschland zu gehen, wohin unsere verheiratete Tochter Anneliese bereits im Dezember 1950 vorausgegangen war. Meine Vorgesetzten im Krankenhaus gaben mir den Rat, gegen die Entlassung Beschwerde zu führen, und versprachen mir dabei ihre tatkräftige Unterstützung. Ich aber machte keinerlei Kniefälle mehr, sondern betrieb nur um so eifriger meine Ausreise. Und doch dauerte es noch über ein Jahr, bis wir endlich die Entlassung aus der Staatsangehörigkeit (gemäß Art. 19 und 20 des Gesetzes über die Staatsangehörigkeit der FNRJ) erhielten.

Am 23. August 1952 überschritt ich mit meiner Familie die deutsche Grenze.

Die Aberkennung und Zuerkennung der Staatsbürgerschaft war auch eine Sache für sich! In ihren "AVNOJ-Gesetzen" hatten sie doch allen Bürgern deutscher Volkszugehörigkeit die Staatsbürgerschaft entzogen. Und wie oft mußten wir es während unserer Lagerzeit anhören, daß wir es ein für allemal verscherzt hätten, jugoslawische Staatsbürger zu sein. (Lagerleiter) Dodig hatte immer wieder betont: "Für Euch ist hier kein Platz mehr!"

Und dann nötigten sie uns dennoch wieder ihre Staatsbürgerschaft auf, ja sie bedrohten uns: "Wer nicht jugoslawischer Staatsbürger wird, muß zurück ins Lager!" Mich ließ man erst gar nicht ohne die Unterschrift für das Gesuch nach Staatsbürgerschaft aus dem Lager heraus. Hernach kassierten sie von den Schwaben hohe Geldbeträge, wenn sie um die Entlassung aus der Staatsangehörigkeit nachsuchten. Zuerst zahlte man für die Entlassung aus dem Staatsverband 3.000 Dinar und später 12.000 Dinar und mehr pro Person. Viele mußten ihre letzte Habe verschleudern, um sich loskaufen zu können. - Mein Glück war meine Schwester, Elise R., aus Amerika, die mich tatkräftig unterstützte. Ohne ihre Mithilfe wäre ich dem "Tito-Paradies" wohl nie und nimmer entronnen.<<

Lebensverhältnisse der Volksdeutschen im Banat in den Jahren 1948 und 1949, Ausreiseprobleme in den Jahren 1951 und 1952

Erlebnisbericht der Korrespondentin Wilhelmine S. aus Groß-Betschkerek im Banat in Jugoslawien (x006/618-620): >>>Jene Landsleute, ... deren Heimatgemeinden und Städte von Bosniern besiedelt waren, konnten natürlich nicht mehr dorthin entlassen werden, sondern wurden als "halbfreie" landwirtschaftliche Arbeiter" auf die staatlichen Güter geschickt und dort zwangsverpflichtet.

Als Wohnungen wurden ihnen Baracken zugewiesen und mit ihrem Arbeitslohn mußten sie sich selbst mittels Lebensmittelkarten versorgen, die ihnen als Arbeiter zugeteilt wurden. Arbeitende und Kinder bekamen die Lebensmittel, wie Fett, Mehl und Zucker regelmäßig zugeteilt. Jene Frauen, die zu Hause die Hausarbeiten besorgten, für ihre arbeitenden Familienmitglieder kochten und die wenige Wäsche reinigten und ausbesserten, die bekamen zumeist wenig oder gar nichts zu essen, besonders kein Fleisch und kein Fett. Sie hatten die sog. "K-Karten", die fast nichts wert waren. Die Arbeitenden bekamen "R-Karten" und damit die entsprechenden Lebensmittelzuteilungen.

Da die K-Karten-Besitzer nicht verhungern wollten, blühte überall der Schwarzhandel. Die Bosnier, die bereits die Felder und Häuser der Deutschen vom jugoslawischen Staat erhalten hatten, profitierten besonders an diesem Mangel, denn ihnen mußten die geforderten Wucherpreise für Zucker und Fett bezahlt werden. In den Städten war es ebenso. Alle aus den Lagern entlassenen Frauen, die nicht mehr in den staatlichen Betrieben arbeiten konnten, bekamen nur "K-Karten", so daß ihre arbeitenden Angehörigen die Wucherpreise zahlen mußten, um sie am Leben erhalten zu können.

Textilkarten erhielten eigentlich nur arbeitsfähige Deutsche mit "R-Karten". Weil jeder, der aus dem Lager kam, vollkommen abgerissen war, wurden für minderwertige Waren Wucherpreise verlangt. Da alle Geschäfte, überhaupt alles verstaatlicht war, floß das Geld wieder dem Staate zu. Die Menschen, die in den Betrieben zu immer größeren Leistungen angetrieben

wurden, mühten und plagten sich nur, um das nackte Leben zu erhalten.

Diejenigen, die von ihren Angehörigen aus dem Ausland Pakete bekamen, waren glücklich. Sie mußten dem Staat aber auch Tribut leisten, denn sie beklagten sich oft, daß manche Sachen fehlten oder daß man beim Zoll und der Post teure ausländische Kleidungsstücke gegen minderwertige Inlandsware ausgetauscht hatte.

Falls sich jemand bei den Behörden beklagte, wurde er nicht selten mit Gefängnishaft bedroht und mußte seine Beschwerde zurückziehen. Es war überall bekannt, daß die Pakete der ausländischen Hilfsorganisationen von den Lagerkommissionen und Lagerleitungen zu eigenen Zwecken verwendet wurden. Die Tee- und Kaffeesendungen ... wurden z.B. in den Lagerkanzleien in Betschkerek und der Rest von den Lagerkommandanten "beschlagnahmt". Die Armen im Lager bekamen jedenfalls nichts davon. ...

Als in den Jahren 1949 bis 1950 die Angehörigen in Österreich und in Deutschland den Wunsch äußerten, ihre Familienangehörigen zu sich kommen zu lassen, und Schriften von den zuständigen Ministerien ihrer derzeitigen Heimatländer sandten, versuchten viele (Jugoslawien-Deutsche), die Bewilligung zur Auswanderung zu ihren Angehörigen zu erhalten. Anfangs verhielt man sich bei den zuständigen Stellen vollkommen ablehnend. Man sagte uns, daß wir jetzt nach Verbüßung unserer Schuld im Lager wieder jugoslawische Staatsbürger wären und als solche am Aufbau des Staates mitarbeiten müßten.

Nachdem es aber die größte Zahl der Zurückgebliebenen kaum erwarten konnte, wieder mit den Angehörigen vereint zu sein, suchte man Mittel und Wege, um hinauszukommen. Manche entschlossen sich zur Flucht; da die Fluchtmöglichkeiten aber sehr erschwert wurden, flüchteten nur wenige. Der größte Teil der Zurückgebliebenen suchte Rat und Hilfe bei Advokaten, und wenn es dem einen oder anderen geglückt war, ... tatsächlich hinauszukommen, so wurde dies dem Einfluß des betreffenden Advokaten zugeschrieben und derjenige konnte sich dann kaum vor seinen vielen neuen Klienten erwehren. ...

Wir hatten schon Anfang des Jahres 1951 den Betrag für unsere Entlassung aus der Staatsbürgerschaft entrichtet. Es war am Anfang pro Person ein Betrag von 1.500 Dinar zu bezahlen. ... Die Rente eines mittleren Angestellten betrug damals nicht mehr als 2.000 bis 2.500 Dinar. - Diese Ablöse aus der Staatsbürgerschaft wurde aber binnen Kürze auf 6.000 Dinar und bald auf 12.000 Dinar erhöht, was für die meisten Deutschen schier unerschwinglich war, da ja jeder mit ... leeren Händen aus dem Lager kam und sich das Allernotwendigste erst mühsam erarbeiten mußte.

Da die Deutschen aber zäh und ausdauernd waren, gelang es den meisten doch, das geforderte Geld zusammenzubringen und einzuzahlen. - Von nun an warteten wir täglich auf unsere Entlassung aus der Staatsbürgerschaft, um dann die nötigen Schritte zur Auswanderung einzuleiten und das Geld für die Reisespesen und für die nicht unerheblichen Gebühren des Advokaten zu sparen. Es geschah lange Zeit nichts. Die Menschen fuhren deshalb nach Belgrad zum Ministerium des Innern und zur Deutschen Gesandtschaft, um ihre Ausreise zu beschleunigen. Im jugoslawischen Ministerium sagte man uns immer, unsere Ausreiseanträge wären nicht vollständig und sie könnten uns darum nicht aus der Staatsangehörigkeit entlassen. ...

Im Jahre 1952 traf ich im Vorraum des Belgrader Innenministeriums zufällig eine deutsche Frau, die mich bat, mit ihr zu einem Beamten zu gehen, um ihm einen Antrag vorzulegen, den sie eben erst von ihrem Sohn aus München erhalten hatte. Sie sagte mir, daß sie nicht serbisch sprechen könnte und ich daher für sie übersetzen sollte. Wir kamen zu dem Beamten. Als ich ihm das deutsche Schriftstück in die Hand geben wollte, wies er es mit der Begründung zurück, daß er diese Sprache nicht kenne und ich ihm das Schreiben auf serbisch übersetzen sollte. Als ich das Schriftstück übersetzt hatte, sagte er, daß dieses Dokument gut sei. Wir sollten es bei einem öffentlichen Notar und Dolmetscher übersetzen und beglaubigen lassen und dann einreichen.

Ich schrieb mir das Schriftstück des Bayerischen Innenministeriums gleich ab, ging damit zur Deutschen Gesandtschaft, schrieb dort mit einer Schreibmaschine zahlreiche Durchschläge für alle bekannten Deutschen, die Jugoslawien ebenfalls verlassen wollten, und fuhr dann nach Betschkerek nach Hause. Dort gab ich allen, die zu mir kamen, einen Durchschlag des Schriftstückes. Sie ließen es übersetzen und beglaubigen und reichten es anschließend beim Innenministerium ein. Manche hatten das Glück, schon im Mai 1952 die Entlassung aus der jugoslawischen Staatsbürgerschaft zu erhalten. Viele fuhren schon im Juni zu ihren Angehörigen nach Deutschland.

Für mich und meine Mutter verzögerte sich die Entlassung, da man mir gegenüber scheinbar mißtrauisch war, weil ich anscheinend zuviel von ihrem Ausbeutungssystem durchschaut hatte. Unserem Rechtsanwalt gelang es jedoch in Belgrad, unsere Entlassung zu erwirken. Nach Bezahlung der erheblichen Kosten des Advokaten und der Bahnfahrkarten konnten wir Jugoslawien Mitte Oktober endlich verlassen. Der gesamte Zug war mit Deutschen überfüllt. Man mußte die Bahnangestellten bestechen, um einen Sitzplatz zu ergattern. Das Reisegepäck wurde vor der Abfahrt beim Zollamt durchsucht und dann in den Frachtwaggons verstaut.

Einige Serben und auch Ungarn, die nicht in Lagern waren und nicht auswandern durften, beneideten uns Auswanderer, weil wir in die Freiheit fahren konnten.<<

Lebensverhältnisse im Banat von 1948 bis 1951, Ausreise 1952

Erlebnisbericht des Pfarrers Franz W. aus dem Bezirk Pantschowa im Banat in Jugoslawien (x006/621-624): >>... Im Januar 1948 wurde ich aufgefordert, die jugoslawische Staatsbürgerschaft anzunehmen. Jetzt lag es an mir: Ich wußte, wenn der Pfarrer des Dorfes die Staatsbürgerschaft annehmen würde, würden die restlichen Deutschen die noch hier lebten, ebenfalls dasselbe tun. ... (Ich lehnte die Aufforderung zunächst ab.) ...

Nach der Entlassung aus dem Lager wurde 1948 bekanntgegeben, daß man die jugoslawische Staatsangehörigkeit erwerben könne. Man war verpflichtet, sich in der Gemeinde zu melden. Wir mußten eine Unterschrift leisten und schon waren wir jugoslawische Staatsbürger. So schnell es gegangen war, die Staatsbürgerschaft zu verlieren, so schnell ging es auch, sie wieder neu zu erlangen. Ich nahm die Staatsbürgerschaft an, weil ich der Pfarrer, den Behörden immer ein Dorn im Auge war. ... Ich habe diese Staatsangehörigkeit später aber wieder gekündigt. ...

Viele Deutsche ... waren im Pantschowaer Ried beschäftigt. ... Viele sind auch in die Städte abgewandert. Als Arbeiter waren unsere Leute sehr beliebt. Wir hatten einen Verwalter, M. Drago, ein Serbe, der sehr gut zu uns war. Es ging den Schwaben auf den Staatsgütern im allgemeinen nicht schlecht. Nur ein gewisser Dusan Babic war sehr brutal, er erschoss einen Deutschen. Es handelte sich um einen zum Tode verurteilten Mann, der aus dem Gefängnis von Pantschowa geflüchtet war. Unglücklicherweise arbeitete seine Frau damals auf diesem Staatsgut. ... Als er zu seiner Frau wollte, lauerte man ihm auf. ... Seine Frau wanderte später mit ihren 2 Kindern in die USA aus.

Aber sonst sind die Leute ... gut behandelt worden. Die Verwalter waren immer Einheimische. Oftmals waren es sogar ehemalige Nachbarn, die uns rücksichtsvoll behandelten. Man wollte ja auch etwas erzeugen, und da dachte man, es sei besser, wenn man ortseigene Arbeiter beschäftigen würde. Die eigenen Leute würden ... auch mehr Interesse haben, die Wirtschaft des Dorfes anzukurbeln.

Nach der Entlassung aus den Lagern bekamen die Deutschen ihr Eigentum nicht zurück, auch wenn sie die Staatsbürgerschaft angenommen hatten.

Ich glaube kaum, daß heute noch mehr als 10 deutsche Familien in Startschowa leben. Es leben dort aber noch sehr viele deutsche Frauen, die mit Kroaten verheiratet sind. Zwischen den Deutschen und Kroaten gab es schon früher oft Mischehen. Zwischen den Serben und Kroaten

gab es wegen der Glaubensverschiedenheit nur wenige Mischehen. Erst nach 1945 fielen die Schranken, und konfessionelle Mischehen waren an der Tagesordnung. Merkwürdigerweise entstand im Jahre 1951 wieder eine ganz neue Situation. Damals flaute die erste Begeisterung über die Verbrüderung allmählich wieder ab, und Serben und Kroaten heirateten weniger untereinander.

Die Pfarrei Starcevo hat zur Zeit wieder einen Seelsorger. Es ist ein junger ungarischer Priester. ... Er spricht sehr gut kroatisch. Nach den Berichten aus Starcevo geht es ihm zur Zeit gut, und das Volk ist sehr zufrieden. Er betreut auch noch eine zweite Pfarrei, Ivanovo. Die Kirchen in Starcevo und in Ivanovo sind gut erhalten geblieben. Die Kirche in Ivanovo wurde zwar durch Kriegsereignisse beschädigt, aber dank der Hilfe unserer Gläubigen konnte man sie wieder herrichten. Bei der Instandsetzung des Gotteshauses half sogar die damalige Gemeindeverwaltung.

Im südlichen Teil des Banats wirkten die Franziskaner sehr segensreich. Sie mußten dort überall aushelfen, wo Lücken entstanden waren. - Die jetzt noch im Banat lebenden deutschsprachigen Priester üben ihre Tätigkeit in voller Ruhe aus. Es gibt noch eine große Zahl solcher Priester. Von den meisten hört man, daß sie nicht auswandern wollen. ...

Die katholischen Kirchen im Banat wurden stark dezimiert. Viele Kirchen wurden niedergeissen, wie z.B. in Ernsthausen, Heufeld, Homolitz, Kathreinfeld, Nakovo, St. Hubert u.a. Ich weiß, wie es beispielsweise in Homolitz war: Eines Tages kamen bestürzte Kroaten zu mir: "Herr Pfarrer, man will uns die Kirche zerstören!" -

Ich fuhr gleich zum Erzbischof nach Belgrad und meldete es ihm. Dort verfaßte ich ein Protokoll. Der Erzbischof ging damit zur Kirchlichen Kommission, um gegen die Zerstörung der Kirche zu intervenieren. Die Kirchliche Kommission versprach, alles zu tun, aber eines Tages begann man einfach, die Kirche niederzureißen. 3 Jahre nach der Zerstörung der Kirche kam ein Sachverständiger des Denkmalschutzamtes nach Homolitz. Das Homolitzer Altarbild des bekannten serbischen Kirchenmalers Popovic wurde gesucht, denn es hatte angeblich einen gewissen kunstgeschichtlichen Wert. ... Der Mann vom Denkmalschutzamt kam zu mir und stellte sich vor. Ich erläuterte ihm danach den Ablauf der Kirchenzerstörung. ... Das Bild fand man später in einer Scheune.

Die Friedhöfe wurden ebenfalls total zerstört. ... Die Kirche von Homolitz blieb ein großer Schutthaufen. Das Pfarrgebäude wurde in ein Genossenschaftsheim umgebaut. - Wir verloren im Banat etwa die Hälfte der Pfarreien. Heute gibt's im Banat eigentlich nur noch ungarische Katholiken und Kroaten sowie ganz wenig tschechische und bulgarische Katholiken.

Im Jahre 1952 durfte ich Jugoslawien legal verlassen. Ich bekam eine einmalige Ausreise Genehmigung und wurde vom Belgrader Erzbischof Ujic beurlaubt. Ich fuhr damals nach Belgrad zum Erzbischof und sagte ihm: "Exzellenz, ich möchte gern in eine andere Diözese ..." Der Erzbischof antwortete mir, daß er mich nicht entlassen, sondern nur beurlauben könne. Ich suchte danach einen Rechtsanwalt auf und erklärte dem Anwalt mein Anliegen: "Ich möchte nach Deutschland auswandern, aber ich fürchte mich vor der jugoslawischen Geheimpolizei." ...

Der Rechtsanwalt antwortete daraufhin: "Keine Angst, sie haben kein Recht, Sie zurückzuhalten. Natürlich können sie es schon tun, aber nach dem Gesetz haben Sie das Recht, auszuwandern. Nur müssen Sie alle Dokumente besorgen." Man mußte sich zunächst nämlich staatenlos erklären lassen, denn nur als Staatenloser durfte man auswandern.<<

Lebensverhältnisse im Banat im März 1948, Ausreisevorbereitungen im Januar 1956

Erlebnisbericht des Bauern G. R. aus dem Bezirk Hodschag in der Batschka in Jugoslawien (x006/627,631): >>Nach dem 24.3.1948 wurden alle Deutschen, die noch arbeitsfähig waren, auf Staatsgüter (Kolchosen), Kohlengruben und andere staatliche Betriebe verteilt. Jeder muß-

te einen 3jährigen Arbeitsvertrag unterschreiben. Die alten Leute und die Arbeitsunfähigen wurden in zentralen Heimen untergebracht, wo im allgemeinen ärmliche, aber menschliche Verhältnisse herrschten.

Ich fuhr zur Deutschen Botschaft nach Belgrad, um dort meinen Ausreiseantrag zu stellen. Um die jugoslawische Staatsangehörigkeit niederzulegen, mußte man 12.000 Dinar bezahlen. Nachdem man den Volksdeutschen bereits das gesamte Vermögen geraubt hatte, mußten sie jetzt noch einmal so viel Lösegeld bezahlen, um das Land verlassen zu können. ...

Danach bemühte ich mich, mein Haus zu verkaufen, aber ich fand keinen Käufer. Der Gemeindevorsteher hatte mir immer versprochen, daß die Gemeinde mein Haus abnehmen würde, falls ich nach Deutschland auswandern könnte. Als die Stunde gekommen war, sagten sie mir aber ins Gesicht: "Warum sollen wir dein schönes Haus kaufen? Wenn du nach Deutschland gehst, mußt du dein Haus doch hier zurücklassen, denn mitnehmen kannst du es ja nicht!"

Ich bat die Deutsche Botschaft in Belgrad um Hilfe. Dort beauftragte man einen jugoslawischen Rechtsanwalt, der mir später schriftlich antwortete: "Es bestehen keine Vorschriften, welche es verbieten, daß sie Ihr Vermögen nach Entlassung aus der jugoslawischen Staatsbürgerschaft nicht verkaufen könnten. Doch Sie sind verpflichtet, die Liegenschaft, welche Sie zu verkaufen beabsichtigen, zuerst der Gemeinde zum Ankauf anzubieten. Die Gemeinde muß Ihnen jenen Kaufpreis zahlen, welcher Ihnen seitens eines Anderen angeboten wurde. Falls die Gemeinde ihr Vorkaufsrecht nicht ausnutzen will und den Ankauf ablehnt oder auf ihren Brief, in welchem Sie Ihr Angebot gestellt haben, binnen 30 Tagen nicht antworten, so können Sie die Liegenschaft aus freier Hand verkaufen.

Ein Transfer des Erlösbetrages ins Ausland ist nicht gestattet und wird auch nicht genehmigt. ... Die deutsche Botschaft in Belgrad kann Ihnen diesbezüglich gar keine Unterstützung gewähren."

Ein Beamter der Deutschen Botschaft sagte mir ferner: "Wenn man Ihr Haus nicht kaufen will, so können sie es ja an die Gemeinde oder an den Staat verschenken. Es ist dann jedoch für immer verloren. So lange sie noch unbewegliches Eigentum besitzen, erhalten sie keine Entlassung aus der jugoslawischen Staatsangehörigkeit."

Der Botschaftsbeamte gab mir schließlich den Rat, mein Haus einer bekannten Person zu schenken. ... So schenkte ich mein Haus einem Verwandten.<<

Lebensverhältnisse der Volksdeutschen im Banat in den Jahren 1952 bis 1956

Erlebnisbericht des Johann W. aus Startschowa, Bezirk Pantschowa im Banat in Jugoslawien (x006/591-592): >>Ich durfte als Deutscher keine Fachschule besuchen. ... Für das jugoslawische Militär war ich (jedoch) nicht tot. Ich mußte einrücken und war ein ganzes Jahr Soldat. ... Obgleich ich auch dort unter ständiger Aufsicht des Sicherheitsdienstes stand, war ich ... nur einer unter vielen Menschen in grauer Uniform, denen der Geist der kommunistischen Ideologie beigebracht werden sollte. Jeder sollte ein treuer und tüchtiger Kämpfer gegen den Kapitalismus und gegen den Faschismus bzw. gegen die übriggebliebenen Deutschen werden, denn man titulierte uns immer als Kapitalisten und Faschisten. Am 20. Juni 1952 wurde ich entlassen.

Meine Frau war im Bezirk Pantschowa als Lehrerin angestellt. Natürlich wollte ich dort auch eine Arbeit finden. Ich meinte, daß mich jetzt jeder in Ruhe lassen würde, denn ich hatte schließlich den jugoslawischen Militärdienst geleistet und war ein junger Fachmann.

Mich rührte zwar niemand an, außer daß ich mich einmal bei der UDB (Amt für Staatssicherheit) melden mußte, aber Arbeit fand ich ... nicht. Man sagte einfach zu mir: "Leute wie dich, brauchen wir nicht!" 8 Monate suchte ich Arbeit, dann fand ich sie in einer Mühle in Pantschowa. Als Hilfsarbeiter erhielt ich weniger Lohn als die Frauen, die in den Abteilungen Ma-

schinen reinigten. ...

Erst im Jahre 1954 konnte ich eine Arbeit als Techniker bekommen. ... Die Flugzeugfabrik in Patschowa suchte Techniker. Ich meldete mich dort. In meinem Lebenslauf fehlte natürlich die Bemerkung, daß ich Deutscher bin und man meine Familienangehörigen erschossen hatte. Es war alles in Ordnung und ich konnte als Techniker arbeiten.

Doch meine Freude war kurz. In der Fabrik arbeiteten einige Serben aus Startschowa, die mich kannten. Nach einer kurzen Zeit war ich für jeden nur noch der "Svaba" ("Schwabe"). Die Firmenleitung sagte mir zwar nichts, aber seit dieser Zeit stimmten meine Lohnabrechnungen nicht mehr. Mit meinem Fleiß brachte ich es bis zum Gruppenleiter. ... In meiner Gruppe waren jedoch Angestellte, die höheren Lohn erhielten als ich. ...

Die UDB (Abteilung der Staatssicherheit) interessierte sich für meinen Fall. Ich wurde verdächtigt, daß ich mich als Deutscher in die Flugzeugfabrik eingeschlichen hätte, um Sabotageaktionen zu organisieren usw. Tag für Tag mußte ich zum Verhör. Im Dezember 1956 verlor ich meine Arbeit als Gruppenleiter und mußte die Fabrik verlassen.

Danach fand ich auch weiterhin keine Ruhe mehr. Nachts mußte ich immer zu den Verhören der UDB und wurde ständig überwacht. ... Drohungen und Grobheiten waren an der Tagesordnung. ...

Dieser Zustand dauerte bis zum 1.2.1958. An diesem Tag erhielt ich meinen Reisepaß für die Auswanderung in die Bundesrepublik Deutschland.<<

Lebensverhältnisse der Volksdeutschen in Slawonien, Ausreiseprobleme in den Jahren 1957 und 1958

Erlebnisbericht des Apothekers Josef W. aus Esseg in Slawonien (x006/624-626): >>Ich ging von Lepoglava direkt nach Agram. ... In Agram meldete ich mich polizeilich. Ich war immer noch ein "Svabo" (Schwabe), aber ich kann nicht sagen, daß ich nach all diesen Schikanen und Torturen noch persönlich benachteiligt worden wäre. Die Strafe, die mir wegen meiner deutschen Abstammung auferlegt worden war, wurde anscheinend als ausreichende Buße angesehen, denn ich mußte keine weiteren Schikanen und Torturen überstehen. Die Behandlung der Deutschen hatte sich ein bißchen liberalisiert.

Inzwischen hatte sich auch das politische Klima zwischen Jugoslawen und Russen geändert. Es entstanden oft sehr komische Situationen, und wenn es nicht so tragisch gewesen wäre, hätte man darüber lachen können. So kam es vor, daß ein Delinquent in Lepoglava sitzen mußte, weil er seinerzeit über Stalin geschimpft hatte. Als er dann nach Verbüßung seiner Strafe Stalin lobte, wurde er wieder eingesperrt, weil sich die Gegensätze zwischen Tito und "Stalins Weltkommunismus" verschärft hatten. ...

Das "Volksdeutschen-Problem" spielt im öffentlichen Leben Jugoslawiens, besonders was die Presse anbelangt, überhaupt keine Rolle mehr. Es fällt in keiner Weise ins Gewicht; weder in Zeitungen, noch in Vorträgen, noch in wissenschaftlichen Werken kann man darüber etwas hören.

Das Problem ist in den Umbruchjahren 1944-1948 so radikal gelöst worden, daß es sich die Machthaber heute ersparen können, darüber zu diskutieren. Aber sie haben nur einen Teil der Minderheitenfrage in Jugoslawien gelöst, denn das deutsche Problem war ja nur ein Teil der Minderheitenproblematik. Nach außen hin haben sie den einzelnen Völkern das Minderheitenrecht großzügig zugestanden, besonders den Ungarn, Rumänen, Bulgaren, Mazedoniern und den Türken. Die deutsche Minderheit hat ab 1944 überhaupt keinen staatlichen Schutz genossen, und ihre Ausrottung wurde rücksichtslos und ohne menschliche und moralische Hemmungen durchgeführt. - Das Problem ist zwar nicht mehr existent, und doch bleibt es ein ungelöstes Anliegen, das einer Klärung bedarf.

Anläßlich des Abbruchs der politischen Beziehungen zwischen Jugoslawien und Deutschland

im Jahre 1957 hat man neuerdings eine reservierte Haltung der Behördenvertreter gegenüber den Resten der deutschen Bevölkerung verspürt.

Als ich mich im Jahre 1958 um eine Ausreise nach Deutschland bemühte, mußte ich zuerst meine jugoslawische Staatsbürgerschaft amtlich löschen lassen. Um die Löschung der Staatsbürgerschaft zu erreichen, mußte man ein Gesuch an das Innenministerium einreichen. Außerdem mußte man eine Bescheinigung über die im Lager verbrachte Zeit, oder aber, falls keine Bescheinigung vorhanden war, eidesstattliche Erklärungen von mindestens 2-3 ehemaligen Lagerinsassen vorlegen. Wenn man nachweisen konnte, daß man als Volksdeutscher interniert war, bekam man ohne weiteres die Löschung der Staatsbürgerschaft. Diese Löschung kostete 12.000 Dinar.

Bei mir dauerte es sehr lange, denn im allgemeinen ließ man keine "Intelligenzberufe" aus Jugoslawien heraus. Es bestand auch ein Mangel an Apothekern. Als ich aber beharrlich die Ausreise forderte, konnte man mir die Löschung der Staatszugehörigkeit nicht vorenthalten. Bei mir war vor allem entscheidend, daß ich nach der Lagerzeit noch 17 Monate in der Strafanstalt Lepoglava verbringen mußte. Man hatte mich damals lediglich verurteilt, weil ich Deutscher war - ohne daß man in der Lage war, mir ein konkretes Delikt nachzuweisen. ...

Obwohl ich meine Heimat sehr geliebt habe und mich dort bis zu den schicksalhaften Ereignissen 1944/45 gut gefühlt habe und dort ein sorgloses, gesichertes Leben führen konnte, muß ich nach all den Schikanen eingestehen, daß ich freudig in ein mir unbekanntes Land - aus dem meine Ahnen einst nach dem Südosten gezogen waren ... - hinübergezogen bin und heute keinerlei Heimweh nach meiner einstigen Heimat verspüre.

Mein Privatvermögen (ein Feld, Hausbesitz, ein Weingarten in Vukovar) wurde nach 1944 konfisziert. Eine Bescheinigung darüber habe ich erst nach meiner Verurteilung bekommen.

Mein Urgroßvater ist vor 204 Jahren aus dem Schwarzwald ausgezogen. Generationen meiner Familie haben in Kroatien gelebt und sich als Deutsche behauptet. Nun komme ich als letzter Sproß einer Kette von Generationen wieder in die Urheimat zurück, ausgeplündert und ausgeraubt, aber nicht ohne Hoffnung, daß ich in dieser freien Welt ein menschenwürdiges Leben mit meiner Familie führen kann.<<